

VERONA

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Fräulein Kurzfüßchen. Von A. Trinius. (Fortsetzung.) — Im Herbst. — Deutsche Lehrerinnen im Auslande. Von B. Webergang. (Fortsetzung.) — Das Kunstgewerbe und die moderne Wohnung. III. (mit Illustrationen). — Ein deutscher „Enoch Arden“. Von Ernst Otto Hopp. — Zu unseren Wildern. — Korrespondenz. — Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes. Illustrationen: Der neue Kaplan. Gemälde von E. Novak. — Hero. Gemälde von H. Schmieden. — Das Dittlie Wildermuth-Denkmal.

Fräulein Kurzfüßchen.

Von A. Trinius.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Dem ersten Gesellschaftsabend beim Sanitätsrat Krause waren seitdem eine Reihe ähnlicher fröhlicher und zwangloser Abende gefolgt, und jedesmal hatte der alte prächtige Gastgeber zum Schluß seiner Gattin die Hand gedrückt und mit sich steigender Siegesgewißheit gesagt: „Frau, paß auf, es kommt so, wie ich es vorausgesehen habe, die werden ein Paar, der alte Heine wird es uns noch einmal zu danken haben, daß wir ihm zu einem so tüchtigen Schwiegersohn ver-

holfen haben. Sprach neulich seinen Direktor. Das ganze Gymnasium ist stolz auf diesen jungen Gelehrten. Dem wird's bald hier zu eng im Städtchen werden. Aber allein verläßt er es nicht, allein sicherlich nicht.“ — Die Frau Sanitätsrätin hatte aber wie just am ersten Abend nur gelächelt, im übrigen geschwiegen, so daß diese Antwort Spielraum genug zu verschiedenen Auslegungen gab. Während all dieser Abende sah man Magdalene und den Doktor Weilert stets beisammen. Sie wußte es so einzurichten, daß er ihr Tischnachbar wurde, die meisten Tänze flogen sie, das unbestritten schönste Paar der Gesellschaft, vereint und unermüdet durch den kleinen Saal, und es konnte ebenfalls nicht unbemerkt bleiben, daß der junge Mann, nach vorangegangener Be-

grüßung der Gastgeber, stets die Augen fragend und forschend durch das Zimmer schweifen ließ, bis sie auf der stattlichen Bankerstochter haften blieben und der Ankömmling, längst schon erwartet, sich nun auf geradem Wege seiner Tänzerin näherte. Magdalene Heine empfand dies sehr wohl als eine Auszeichnung und kargte nicht, den aufmerksamen Partner während des ganzen Abends nun auch ihrerseits mit dem Reiz ihrer lebenswürdigen und fesselnden Gaben zu beglücken.

„Wie zusammen bestimmt, für einander geschaffen!“ raunten sich die wohlmeinenden Freundinnen immer lauter ins Ohr. Nur eine vermochte nicht den Verlust des eigenen Triumphes zu verschmerzen. „Geld ist nun 'mal ein Magnet, stärker als Charakter, Tugend und alles Wissen!“ Ein Glück



Der neue Kaplan. Von E. Novak.

Das Original-Gemälde befindet sich im Besitze der Kunsthandlung von Friedrich Schwarz in Wien.

für die Reibende, daß die würdige Herrin des Hauses nicht Zeuge dieser lieblosen Bemerkung geworden war. Sie hätte sicherlich der schnippischen jungen Schönen ein Kapitel über Achtung und Freundschaft gehalten, denn in ihrem Hause — und darauf that sie sich etwas zu gute — hielt Einzug nur der, den sie für würdig dieser Auszeichnung gehalten hatte.

Gabriele war seit dem ersten Male nicht wieder zu den Gesellschaftsabenden erschienen. Eine, wenn auch nicht besorgniserregende, so doch sich langsam hinschleppende Kränklichkeit ihrer Mutter hatte sie bestimmt, trotz der Proteste der gütigen Frau zur Pflege und Gesellschaft daheim zu bleiben. Im Grunde genommen war sie auch froh, einen Vorwand gefunden zu haben, jenem lauten Vergnügen sich fernhalten zu dürfen. Hatte sie auch einmal sich selbst täuschen können, die eigne Ehrlichkeit sagte ihr am Ende doch immer wieder, daß es für ihr Denken und Fühlen geratener erscheine, nicht aufs neue die kaum unterdrückten Schmerzen heraufzubeschwören. Was sollte sie dort? Tanzen? Jubeln? Vielleicht noch einmal den Hofstaat eines vom Glück gekrönten Paares vergrößern helfen? Seit jenem Morgen nach der ersten Ballnacht fühlte sie immer etwas wie stehenden Schmerz im Herzen, gedachte sie der kurzen, flüchtig verlaufenen Stunden, des Genusses und dessen, der sie geleitet. Sie fühlte aber Kraft genug in sich, ähnlichen Empfindungen für immer vorzubeugen. Dachte er noch an sie? Gewiß nicht. Sie lächelte und schüttelte leise den Kopf. Warum auch? Hatte sie an seiner Brust gelegen, hatte sein Arm sie im berausenden Wirbel umfangen gehalten, ihr Auge seinen tiefen Blick eingefogen? Das war alles nicht geschehen; man hatte ein gleichgiltiges Gespräch nach guter Sitte geführt, ein wenig von Heimat und Rheinstrom geschwärmt und sich dann mit einer gebildeten Verbeugung die Hand zum Abschied gereicht.

Zwei Monate waren so vergangen. Die Pflege der Mutter, das grüne Weihnachtsfest mit seinem Märchenduft und Lichterglanz, den tausend lieben kleinen Heimlichkeiten, dies alles hatte sie gefangen genommen, und Pflicht und Liebe für die teure Kranke schienen auch ihrem unerfahrenen Herzen eine heilsame Arznei gewesen zu sein. So war das neue Jahr herangekommen. Als die Mutter sie am Morgen küßte und ihr sagte: „Möchte es dir nur immer Glück bringen!“ da stahl sich doch eine Thräne aus dem Auge Gabriels und, die Mutter zärtlich umschlingend, barg sie ihr Haupt an deren Brust, indem sie erregt flüsterte: „Wo könnte ich glücklicher sein als bei dir, mein Mütterchen?“

Der Januar hatte Kälte gebracht und mit ihr die herrliche Eisbahn auf dem Fluße, über dessen spiegelglatte Fläche nun täglich vom Morgen bis in die fackelerhellte Nacht Tausende von frohen Menschen laufend dahinglitten, als wollten sie die frische, gesunde Winterluft in überquellender Lebenslust vor sich her forttrinken. Magdalene war selbstverständlich die erste und letzte dort. Sie freute sich, wenn aus den Gruppen der Bewunderer Rufe des Entzückens und Staunens laut wurden. Ihre Kunst des Schlittschuhlaufens, die Eleganz und Sicherheit, mit welcher sie die schwierigsten und verschlungensten Figuren auf dem Eise zog, bald wie ein Kreis im tollen Wirbel sich drehte, dann wieder wie ein Pfeil über die Fläche dahinschoß — dies alles riß ebenso zur Bewunderung hin, als es jedes für Schönheit geschulte Auge unwillkürlich feixbannte. Alle Nachmittage erschien die schöne Blondine, meist von einem stattlichen Gefolge von Offizieren, Juristen, wohlhabenden jungen Kaufleuten treulich begleitet, von denen doch keiner auch nur das geringste Zeichen ihrer Huld empfing. Unnahbar, glänzend, einem Sterne gleich, so ging sie auf, so verschwand sie wieder. Nur einmal, die Sonne goß an diesem Tage ein Füllhorn goldener Strahlen auf die im Schnee schimmernde Erde, die bereiften, blätterlosen Bäume und die glitzernde Eisbahn, erschien Magdalene an der Seite eines vllbärtigen, stattlichen jungen Mannes, um mit ihm gemeinsam bis zum Anbruch der Nacht kreuz und quer, auf und ab den Fluß, mit brennenden Wangen und stolz blitzenden Augen, auf dem geslügelten Stahlschuh zu durchmessen. Was war es, das aus den Augen dieses Mädchens heute mit Feuerblicken sprach?

Am andern Tage, es war noch Vormittag, pochte es lebhaft an die Thür zur Mertens'schen Wohnung, und noch ehe von innen eine Stimme laut wurde, ward die Thür schon aufgerissen und mit übermühtem Lachen stürmte Magdalene in das Zimmer. Als sie sich versichert hatte, daß Gabriele allein bei einer Handarbeit am Fenster saß, flog sie blitzschnell auf sie zu, umarmte sie unter Küßen; dann ergriff sie deren beide Hände und ließ sich selbst auf dem Rande des hohen Trittbrettes nieder, auf dem sich Stuhl und Arbeitstisch, von zwei Epheustöcken umrahmt, befanden.

„Gabriele, liebste, beste Freundin!“ flüsterte sie jetzt freudeglühend derselben zu, „erinnerst du dich noch des Heimweges nach dem ersten Ball bei Krauses, wo ihr beide so altklug über Sonne und Mond strittet? Siehst du, die Sonne hat doch recht behalten, weil es gar nicht anders sein konnte. Ja, ja, ihr habt's nicht glauben wollen. Und nun ist's doch so gekommen. Gättest du uns gestern gesehen, den Mondscheinryker und mich, wie wir vier Stunden Hand in Hand über das Eis flogen und ich immer, so oft wir nach Westen umkehrten, triumphierend rief: „Zweifeln Sie noch an der Macht und Schönheit der Sonne?“ und er dann jedesmal zwischen Ernst und Lachen kämpfte und mich noch rascher, noch stürmischer der goldenen Himmelskönigin entgegentrug — Gabriele, hättest du das gesehen, du wärest anderer Meinung geworden, du würdest erkannt haben, was allen aufgegangen ist, daß nur er für

mich bestimmt ward, daß er der Meine werden muß, weil ich ihn liebe, glühend, leidenschaftlich, verzehrend liebe. O, sag' doch nur ein Wort. Sag', daß du dich freuest, daß du ihn mir gönnst —“

„Warum sollte ich ihn dir nicht gönnen?“ Gabriele stieß es kurz hervor. Was sie längst eingeschlafen geglaubt, war wieder erwacht, hämmerte ihr in Herz und Schläfen.

„Nicht wahr, er ist so schön, so klug und so gut. Er hat auch dich so gern. Wehre es nicht ab. Sobald er mich erblickt, fragt er auch nach dir, nach deinem Befinden, deiner Mutter — Warum verdeckst du dein Gesicht? 's ist doch so! Das kleine Fräulein Kurzfüßchen hat dem gelehrten Mann mächtig imponiert, aber sein Herz, sein Herz, siehst du, beste Gabriele, das gehört mir, heute schon, längst, und soll es immer und ewig bleiben.“ Sie war aufgestanden, ihre Wangen flammten, und ihr Busen flog stürmisch auf und nieder. „Ich mußte zu dir kommen,“ fuhr sie fort, „mußte es dir sagen, dir, du verschwiegene, kleine, treue Freundin. O, wenn wir erst glücklich sind, dann sollst auch du es werden. Denn du verdienst es mehr als ich.“

„Daß mich nur allein für mich und mein Glück sorgen,“ flüsterte Gabriele, den Kopf zum Fenster gewandt, während die Augen wie traumverloren über die winterliche Landschaft irrten, „kein Glück kommt von außen allein, wenn man es nicht im Herzen und Gemüt schon still trägt. Meine Mutter und ich sind uns genug. In diesem kleinen Heim habe ich oft eine Welt von Glückseligkeit empfunden.“ — Magdalene hatte ihr mit Teilnahme zugehört. Dann sagte sie:

„Wie beneide ich dich um deine Anspruchslosigkeit, deine stillen Freuden. Ich habe es immer gethan, immer von hier etwas wie Frieden mit nach Hause genommen. Mein Vater ist reich, sehr reich, keinen Wunsch ließ er mir unerfüllt, mochte er noch so toll, noch so launenhaft auch sein — aber den Sinn für stille Häuslichkeit konnte er mir nicht erkaufen. Einen wahren Heißhunger nach lautem Leben, Glanz und rauschenden Festen hat er in mir groß gezogen. Und weil mir kein Wunsch verjagt blieb, weil ich Zeit meines Lebens nichts entbehren lernte, als allein die Bedürfnislosigkeit, darum auch will ich ihn besitzen, ihn ganz allein, und wer ihn mir streitig machen wollte — den könnte ich vernichten, um dann selbst zu sterben.“

„Es stirbt sich nicht so leicht, Magda, wie gern ein getäushtes Herz auch mit solchen Gedanken spielen mag.“

„Gabriele, du kluge, kleine Freundin! Immer das rechte Wort, immer vernünftig und im gleichen Schritt, der auch das Ziel erreicht, während ich, des Raumes spottend, über Stock und Stein blindlings dahinjagen möchte! Wie können wir auch nur so furchtbar ernsthaft thun? Sieh, wie draußen die Sonne lacht, just wie gestern, als ich mit ihm die Welt hätte umkreisen mögen. Nicht wahr, du würdest dich freuen, wenn wir ein Paar erst wären? So sprich doch!“

„Wenn du ihn glücklich machen kannst!“

„Aber, Gabriele! Was sieht dich an? Sehe ich aus, als trüge ich Unglück und Sorge in ein Haus? Nein, sind wir erst eins, dann wollen wir reifen, tanzen, jubeln, schwärmen, daß die Sterne über unser berausendes Glück vor Neid droben bleichen sollen. An der Eingangstür soll dann stehen: „Hier wohnt die Freude,“ und zu unsrer Schutzpatronin ernenne ich die Sonne. Unser Haus wird zum Sonnentempel, mag er denn auf einem Seitenaltar immerhin seinem Mond Verehrung zollen. — Siehst du, nun habe ich wieder meinen alten Übermut gefunden, und nun komm, ich will deine Mutter begrüßen und wir können dann noch ein heiteres Stündchen verplaudern.“

Sie zog die etwas widerstrebende Freundin lachend vom Fensterbrett herab, faßte sie untern Arm und schritt mit ihr in das Nebenzimmer, aus dem dann noch lange das helle, lustige Lachen der glücklichen Bankierstochter schallte.

Gabriele war seit dem Besuche der liebenden Freundin ernster als je geworden, und wie oft auch die gütige Mutter teilnehmend und fragend in die Augen des einzigen Kindes blickte, es gelang ihr nicht, das Geheimnis zu ergründen, welches schein und tief auf dem Seelengrunde des Mädchens, ihr selbst noch ein Rätsel, verborgen schlummerte. Auch an den Gesellschaftsabenden bei Krauses war sie nicht mehr erschienen, trotzdem der joviale Sanitätsrat, welcher auch ihre Mutter seit Monaten behandelte, erklärt hatte, daß nicht die geringste Besorgnis für dieselbe mehr vorhanden sei. Aber auf alle persönlichen Aufforderungen hatte sie immer wieder den Kopf geschüttelt und um Verzeihung gebeten, daß sie lieber daheim zur Gesellschaft der Mutter bleiben wollte. Solchem Beweggrunde gegenüber mußte selbstverständlich auch der leiseste Vorwurf verstummen. Gabriele mied alles, was sie in Berührung mit dem Manne bringen konnte, dessen Bild — sie verhehle es sich jetzt nicht mehr — für immer in ihr Herz gegraben war. Was konnte ihm der matte Schein eines Sternes bedeuten, wo ihm die Sonne so voll und warm ins offene Antlitz strahlte? Einmal freilich war es ihr so gewesen, als sei sein Schatten am Abend drüben vorübergeglitten, doch als sie aufblickte und die Straße hinabschaute, war er bereits aus dem Lichtkreise der nahen Laterne entflohen. „Ach sehe Gespenster,“ sagte sie zu sich und schalt sich eine thörichte Träumerin. Auch zur Fastnacht, wo beim Sanitätsrat ein phantastischer Maskenball stattgefunden hatte, war sie daheim geblieben. Und nun war der März gekommen! Der Schnee war längst geschmolzen; an den Bäumen begann es vorsichtig zu knospen, und die Weiden am Rande des nahen Grabens leiteten bereits mit ihren Sammetkäzchen den nahenden Frühling ein, der als schüchterne Vorboten hier und dort die ersten Schneeglöckchen unter dem weissen Laube wachgeküßt hatte.

Als die Frühlingssonne eines Tages wieder so warm

und freundlich in die Fenster blickte, ward beschlossen, daß Gabriele mit ihrer Mutter den ersten Spaziergang unternehmen solle, und da ohnehin verschiedene kleine Einkäufe zu besorgen waren, so nahm man sich vor, statt in die Felder, hinein in die so lange gemiedene Stadt zu wandern. Eine Stunde nach dem Mittagessen verließen die beiden das Haus. Gabriele sah heiter und wohlgenut aus. Die frische Frühlingsluft, die Freude, die teure Mutter gesundet wieder hinauszuführen zu dürfen, der Zauber, welchen jeder Frühlingsspaziergang auf ein empfindendes Menschenherz ausübt — dies alles ließ ihr Gemüt aufatmen und ließ ihrem Antlitz zu aller Anmut noch die Frische goldener Jugendzeit. So schritt man die Straße weiter. Hier und dort fesselte ein Schaufenster; Bekannte traf man an und wechselte einige Worte; überall gab es zu sehen und zu hören. Und als sie nun über die Brücke kamen, Fluß auf und ab die leuchtende Flut, die im Sonnenschein blitzenden Dächer der Stadt, den im weiten Bogen darüber gespannten blauen Himmel schauten, da standen die beiden Frauen für einen Augenblick still und blickten innig bewegt in die Frühlingswelt hinein.

„Wie schön, wie schön, Mütterchen!“ flüsterte Gabriele, „o, nun wird alles, alles gut!“

Als die beiden sich jetzt umwandten, um ihren Weg fortzusetzen, küßte die Mutter plötzlich, wie Gabriele an ihrem Arm zusammenzuckte und sich dann wie schutzsuchend noch enger an sie drängte, während ihr Gesicht eine fliegende Röthe empfangen hatte. An der andern Seite der Brücke war soeben ein junger Mann mit ehrerbietigem Grusse, zögernd, als ob er stehen bleiben wollte, vorübergeschritten.

„Komm, komm!“ stieß Gabriele heraus, „wir wollen weiter!“

Auch die Mutter hatte den Grüßenden erblickt und war über die seltsame Wandlung ihrer Tochter befremdet. „Kannstest du den Herrn, Gabriele?“ frug sie.

„Dr. Weiler vom Gymnasium hier.“

„Der ist's? Er soll ja so gut wie gewiß der Bräutigam von Magdalene sein. Unse Nachbarin erzählte es mir neulich. Die ganze Stadt spricht davon.“

„Ja, man sagt es,“ erwiderte Gabriele und gab dann dem Gespräch eine andre Wendung. Würde sie sich noch einmal umgedreht haben, sie hätte bemerkt, daß der junge Gelehrte ein paar Schritte weiter, wo er sie begrüßte, stehen geblieben war und den beiden Frauen nachschaute, bis dieselben in eine Seitenstraße eingebogen waren. Die harmlose Fröhlichkeit, mit welcher Gabriele heute den Spaziergang angetreten hatte, war verloren, wie sehr sie sich auch bemühte, den alten Ton anzuschlagen. Die Mutter fühlte gegenüber ihrem Kinde, daß dort etwas wie eine Saite plötzlich gesprungen war. Doch sie hütete sich, auch nur durch eine Aeußerung diese Erkenntnis auszusprechen. Gegen Abend kehrte man wieder heim. An der Gartenthür standen bereits die Kinder der Nachbarin, und als sie nun die Nahenden erblickten, stürzten sie mit ausgelassener Luft auf Gabriele zu, zerrten und zogen sie gewaltsam mit fort, bis man im Garten angelangt war.

„Fräulein Kurzfüßchen!“ schallte es jubelnd und bittend durcheinander, „du mußt jetzt noch mit uns spielen. Warum bist du fortgegangen? Nicht wahr, nun bleibst du bei uns? Ach, bitte, bitte!“ Und sie mochte wollen oder nicht, sie mußte den Kleinen schon den Willen thun. Sie händigte der Mutter Hut und Schwal ein, hob die Kinder einzeln empor, küßte sie auf den roten Mund, und dann ging es unter dem herzlichsten Lachen derselben im Spiel um Brunnen, Laube und grünende Beete.

Ja, es war Frühling geworden! Die Weiden blühten am Raim, die Lerchen sangen in der blauen Luft, und ein Klingeln zog durch die Welt, verheißungsvoll wie süße Prophezeiungen. Gabriele war gar oft mit ihrer Mutter hinausgegangen in die Felder, und jeder neue Spaziergang hatte der noch immer schwachen Frau sichtlich wohlgethan und mehr und mehr ihrem Angesicht die Farbe zurückkehrender Kraft und Gesundheit wiedergegeben. Gabriele hatte ihre Freude daran, und dieses Gefühl linderte immer wieder den Schmerz des eigenen Verlustes. Durfte sie von Verlust überhaupt sprechen, wo sie doch nichts befehen hatte? Aber ein liebend Herz schlägt aller Vernunft ein Schnippchen. Das stumme Wiedersehen neulich auf der Stadtbrücke hatte es ihr gesagt, was sie sich Tag und Nacht immer wieder verneint hatte. Ja, sie liebte den Mann. Jener Abend hatte für ihr Leben entschieden.

Mit diesen Gedanken hatte sie auch heute das Haus bald nach Tisch verlassen. Es zog sie hinaus über die Felder und Wiesen in den lichtgrünen Birkenwald, der so frühlingsschön längst ihr zugewinkt hatte. Ihre Mutter hatte es vorgezogen, da sie den Besuch einer alten Freundin erwartete, heute zu Hause zu bleiben, und so war es dem sinnenden Mädchen überlassen, allein den altbekannten Weg zu dem nicht allzufernen Walde einzuschlagen. Wie hatten sonst diese braunen, redenden Augen hinausgeschweift in die weite, schöne Gotteswelt! Zu den Vögeln, die sich wiegen in der Luft, den rauschenden Wipfeln, dem murmelnden Bache mit seinen Uferblumen und glänzenden Libellen! Jetzt schritt sie, tief in Gedanken versunken, einen Feldweg zum Walde hin, bis dort, wo am Ausgang einer Waldwiese eine Bank zum Weilen unter einer weitschattenden Linde winkte. Da ließ sie sich nieder. Im Vordergrunde, von Obstbäumen und leise wogenden Feldern umgrenzt, lag die Stadt. Dort drüben ging der Fluß hinter den Weiden entlang, der Fluß, in dessen mondbeglänzte Flut sie einst mit ihm zusammen hinabgeschaut, und dort in der Ferne sah man noch deutlich den Wasserarm sich in Schlangenwindungen allmählich zwischen dufiumschleierten Höhenzügen verlieren. In der Ferne! Ihre

Gedanken waren auch längst dem Ort und der Zeit entrückt; sie träumte vom Rheinstrom, seinen Nebenhügeln, Burgen und lachenden Dörfern, von seiner Heimat und dem Stübchen, aus dem einst auch von treuer Mutterhand ein Licht ausging, bis in das Herz eines dankbaren Sohnes. Wäre sie weniger mit diesen Traumbildern beschäftigt gewesen, sie hätte es unmöglich überhören können, daß auf der hinter ihr sich ausbreitenden, von bunten Frühlingsblumen übersprenkelten Waldwiese eine lustige Gesellschaft aus dem Walde eingetroffen war, welche jetzt begann, mit Gesang und Spielen eine heitere Frühlingsfeier zu eröffnen.

Gabriele hatte sich in die Bank zurückgelehnt und schaute mit halbgeschlossenen Augen träumend in den lichten Himmel über sich. Aller Schmerz und alle Sehnsucht schien von ihr jetzt gewichen. Sie lächelte glücklich wie ein Kind, dem alle Wünsche mühelos in Erfüllung gingen. Eine stille Verklärung lag auf ihrem reinen Antlitz. Da raschelte es plötzlich hinter ihr, und dann teilte sich das Gebüsch. Sie war, wie von einer Ahnung ergriffen, aufgesprungen, und als sie sich umwandte, stieß sie einen leisen Schrei aus. Ihr Traum war Wirklichkeit geworden. Vor ihr stand Dr. Weiler. Es mochte scheinen, als beabsichtige sie die Flucht zu ergreifen, denn jetzt trat, wie abwehrend, der junge Mann näher heran, indem er sagte:

„Verdiene ich, daß Sie mich fliehen? Wie geht es Ihnen?“ Er reichte ihr die Hand. Zögernd und näher tretend legte sie die ihrige hinein. Als sie aber noch immer verwirrt schwieg, fuhr er fort: „Ich freue mich herzlich, Sie endlich wiederzusehen!“ Sie wollte etwas erwidern, in demselben Augenblicke scholl ein weitfallendes, helles Lachen von der Wiese herüber. Täuschte sie sich? Aber da klang es aufs neue. Gabriele zuckte zusammen.

„Die Sonne!“ sagte sie und zog rasch ihre Hand aus der des verwundert dreinschauenden Mannes. Dann aber, als errate er plötzlich ihren Gedankengang, fügte er hastig wie zur Erläuterung hinzu: „Familie Krause feiert heute Frühling im Walde. Die ganze Wintergesellschaft ist eingeladen. Da mußte ich auch mit, es nützte alles nichts. Wir waren im Walde gewesen, worauf es hier drüben zur Wiese ging. Das junge Volk will spielen.“ Er schüttelte lächelnd den Kopf und fuhr dann fort: „Ich sah Sie über das Feld kommen und packte den rechten Augenblick ab, Sie wenigstens zu begrüßen. Man wird mich schon suchen. Wie schade! Und wo waren Sie all die lange Zeit über?“

„Meine Mutter kränkelte —“
„Und auch dann fanden Sie den Weg nicht mehr zu den alten Freunden. Habe ich Sie, der Neuling, verschauert?“
„Habe ich mich so unliebenswürdig gezeigt,“ Gabriele sagte es mit leisem Scherzton, „daß Sie so fragen können?“
„Nun also,“ erwiderte er, „warum kamen Sie nicht einmal? Seitdem ist der Winter dagewesen, und wie lange noch, so nimmt auch der Frühling wieder Abschied. Man scheint zu kommen,“ sagte er, „wollen Sie nicht teil an den harmlosen Spielen nehmen?“ Er sah sie bittend an.

„Nicht heute — vielleicht ein andermal — ich muß nach Hause — meine Mutter!“ Das helle Lachen kam immer näher. „Die Sonne kommt!“ flüsterte sie. Es sollte heiter klingen und kam doch so ernsthaft heraus.

„Die Sonne!“ sagte er. „O ja, die Sonne! Sie scheint über Gerechte und Ungerechte, und wenn sie strahlend aufgeht, muß der Mond weichen. Ist's nicht so? Und doch — glauben Sie mir —“ Es raschelte im Gebüsch und dann — ein Sprung, ein Jubelschrei — Magdalene stand vor dem Paare.

„Bravo, bravo!“ klatschte sie in die Hände, flog auf Gabriele zu, küßte sie und rief unter erneuten Freudenbezeugungen: „Das ist hübsch von dir, daß du auch noch willst an unseren Tollheiten teilnehmen. Zufall oder nicht, du mußt jetzt gehorchen. Und Sie, verehrtester Sonnenanbeter, denn“ — sie wandte sich lachend an Gabriele — „denn mit der Mondscheinlyrik ist's vorbei, mit Ihnen sollte ich zürnen, daß Sie uns die liebste kleine Freundin so lange vorenthalten konnten. Voraus, mein werter Doktor und weiland Bohnenkönig, und melden Sie flugs, man soll mit dem Spiel noch innehalten, ein Gast ist in Sicht, ja, ja, du mußt mit, heute gilt kein Sträuben.“ — Sie verjegte dem sich entfernenden Mann schalkhaft einen leichten Schlag auf die Schulter, gleichsam seine Gile zu fördern, legte dann den Arm um Gabriels Taille und flüsterte froh erregt:

„Wie schön, daß du da bist, mich in meinem Glücke zu sehen. Mir ist's, als säge es von allen Zweigen, als summten es die Bienen und versuchten sogar die häßlichen Krähen es melodisch zu verkünden, was da drinnen hüpf und lacht in meinem Herzen. Was hat er dir gesagt? Sprach er nichts von seiner Zuneigung für mich, seiner Mutlosigkeit, es mir zu gestehen? Ach, liebste Gabriele, die besten Männer, sie mögen noch so große Felder der Feder und des Schwertes sein, in solchen Dingen sind sie zaghaft wie ein blödes Dorfkind. So ist auch er. Die ganze Welt raunt es mir ins Ohr, daß er mich liebt, vergöttert, und nur er selbst — er findet keine Worte. Fürchtet er sich vor meinem Vater, vor dessen Reichtum? Er soll nur anpochen! Alle Thüren werden aufspringen, alle Goldstücke sollen klingen, am lautesten aber mein dummes, tolles, übervolles Herz. Hat er keinen Mut? Nichts zu dir gesagt? Und doch hat er Vertrauen zu dir: mach' es ihm leicht, lege es ihm nahe, mit welcher weiten Armen und Herzen das präzise Geldhaus, „Seine und Compagnie“ ihn aufnehmen will — siehst du, das wäre ein Freundschaftsdienst mir gegenüber, der mich ewig zu deiner Schuldnerin machen könnte. Warum redet er nicht?“ Sie stampfte halb unwillig, halb schmerzlich mit dem Fußchen auf. „Öffne diesen stolzen Mund, liebste Gabriele,

noch heute — bald — jetzt — — es dauert mir fast schon zu lange, daß ich um ihn buhle. Nicht wahr, du wirst es thun — ganz gewiß — du thust es.“ — Sie hatte die Freundin bei den Schultern ergriffen und sah ihr voll ins Angesicht. Gabriele versuchte sie abzuwehren.

„Du weißt nicht,“ hastete sie verwirrt hervor, „was du von mir verlangst!“

„O, ich weiß es wohl, einen Liebesdienst — den nur du mir erfüllen kannst und — wirst. Und nun komm, unser Fernbleiben könnte Aufsehen erregen.“ Sie faßte die Freundin unterm Arm und zog sie durch das Gebüsch auf einen Seitenpfad, welcher oben im Walde wieder am Ausgang der Wiese hinausmündete.

(Schluß folgt.)

Im Herbst. *

Grausend tobt der Herbst in Stürmen,
Trübe blickt der Sonne Glanz;
Folbe Blätter wirr sich türmen
In dem schnellsten Wirbeltanz.

Mögen Wind und Wetter tosen,
Unumwölkt doch bleibt mein Blick;
In des Liebchens Wangenrosen
Blühet mir ein hold Gesicht.

Ach, das köstlichste auf Erden
Ist das stille Glück im Haus!
Mag es draußen Winter werden —
Hier ist's Lenz Jahr ein, Jahr aus!

* Aus Paul Baehrs „Neuem Buch der Lieder.“ Halle a. d. S. Verlag von Otto Hendel. 2. Aufl.

Deutsche Lehrerinnen im Auslande.

Von W. Weyergang.
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

England.

Wenige Abende am Kamin eines vielbesuchten englischen Gouverneshome verlebte, während draußen die Gasflammen nur als rotglühende Lämpchen durch den schwer herabhängenden gelbgrauen Novembernebel schimmern, die Daily-Gouvernesses und Privatlehrerinnen müde von der Tagesarbeit, die Stellensuchenden enttäuscht von ihren vergeblichen Wanderungen und Interviews heimkehren, und die junge deutsche Lehrerin ist durch ihre Gespräche besser, als durch wohlgemeinteste schriftliche Berichte über die Leiden und Freuden unterrichtet, die ihrer im englischen Leben warten.

Wir haben so ausführlich über Frankreich gesprochen, daß wir — die Verhältnisse gleichen sich in gar manchem — uns hier weitaus kürzer fassen können.

Statt in fast klösterlicher Abgeschlossenheit, in mit hohen Mauern umgebenen Pensionaten, oder doch steter Beaufsichtigung von Eltern oder Gouvernante aufwachsend, von der die junge Französin sich oft unrlücklich erst durch ihre frühe Heirat befreit sieht, erwächst die kleine englische Miß in verhältnismäßig großer Freiheit.

Nicht daß, besonders in Schottland, das Familienleben ein recht kirchliches und formenstrenges sei, werden den Pensionaten doch mit Vorliebe die Töchter der in den Kolonien weilenden Offiziere und Geistlichen, und diese dann meist gleich auf 5—6 Jahre nacheinander anvertraut.

Die übrigen — wenn auch ein beständiges Zusammenleben mit den Eltern in deutschen Sinne sie selten erfreut, sie in besonders hochstehenden, reichen Familien dieselben gar nur zu bestimmten Tageszeiten sehen, recht oft sogar ausschließlich mit der Erzieherin leben und mit dieser die Mahlzeiten teilen — mögen in allen geeigneten Körperübungen vom Schwimmen, Reiten bis zum Armbrustschießen u. s. w. fröhlich und unbehindert Gewandtheit und Kräfte üben.

Kein hemmender Zaun auf den täglichen Spaziergängen durch Wald und Feld, den die kleine Miß nicht zum starren Schreck der begleitenden deutschen Gouvernante gewandt überklettern, kein bekannter Herr auf ihrem Wege, den sie nicht zuerst grüßte, dem sie wohl gar die Hand zum Gruße böte.

Das alles, bis herab zur sorglichen Pflege von Haar und Haut durch reichliches Bürsten und verschwendische Wassermengen, will von der deutschen Gouvernesherrin erst als landesüblich erlernt sein.

Daß der englische Sonntag streng geheiligt werde, an ihm keine Handarbeit, keine weltliche Musik oder Lektüre erlaubt ist, begreift sich leicht. Selbst den wissenschaftlichen Unterricht in englischer Sprache zu erteilen, fällt durch den fast jedem Lehrbuche beigedruckten Frage- und Antwort-Katechismus nicht eben schwer. Schwerer schon fällt, sich vom gesellschaftlichen Verkehr der Eltern ausgeschlossen, zumeist auf die Schülerinnen, auf school-room und library angewiesen, zwischen Herr- und Dienerschaft in einer meist völlig isolierten Zwitterstellung zu befinden, die, der Dienerschaft gegenüber recht zu wahren, es eleganter Toilette, der Prinzipalität gegenüber durchaus der Formen einer „Lady“ bedarf.

„Wirklich? Morgen zum „lunch“ sollen Sie sich nochmals vorstellen?“ riefen mir die Gefährtinnen entgegen, als ich von meiner ersten Interview ins Home zurückkehrte. „Dann sind Sie so gut wie engagiert. Man will nur sehen, ob Sie auch anständig Messer und Gabel zu handhaben wissen.“

Vermutlich habe ich es verstanden; die Speise mit dem Messer zum Munde zu führen, war mir als Kind schon verboten, und ohne je — auch nur während der Ferien — kostspielige Unterkunft in einem Home zu suchen, habe ich meinen Aufenthalt in England in der gleichen Familie verlebt.

Im allgemeinen erwarten die englischen Familien, in den Pensionaten ist dies selbstredend, daß die Gouvernante ihre Ferien außerhalb derselben verbringe. Hat sie keine näherstehenden Bekannten in England, erscheint ihr die Heimreise zu kostspielig, so verbleibt ihr nur, während derselben Unterkunft in einem

Home zu suchen oder ein „holiday-engagement“, eine Stellung für die Ferien in anderer Familie anzunehmen, in der man für deutsche Sprache, Musik, Zeichnen oder einfach nur zur Beaufsichtigung der Kinder, vorübergehend eine fremde Gouvernante wünscht.

Von Deutschland aus, mit den Verhältnissen unbekannt, eine Stellung in England oder überhaupt im Auslande anzunehmen, empfiehlt sich nicht. Der Vorfall neuerdings mit Dr. Morbant (eigentlich ein Herr Isidor in Brüssel, der unter „Columbus“ in deutschen Zeitungen deutsche Erzieherinnen für England suchte, dessen unlautere Absichten aber noch rechtzeitig durch die Brüsseler Polizei vereitelt wurden) beweist es aufs neue.

Zur Erlangung einer guten Stellung ist persönliche Vorstellung unbedingt erforderlich.

Der Engländer, ohnein ein eifriger Zeitungsleser, beachtet wohl auch ein ihm geeignet scheinendes Zeitungsinserat. Somit mag auch ein Anbieten ihrer Dienste in der „Times“, der „Morning Post“ u. s. w., wie im „The Guardian“, einer wöchentlich nur einmal erscheinenden, von Geistlichen und Familien streng religiöser Richtung gehaltenen Zeitung für die junge deutsche Lehrerin, zu weiterer Anknüpfung dienend, zum Ziele führen. Was wir von den Pariser Stellenvermittlern berichteten, trifft im allgemeinen auch für die englischen zu.

Auch eine weiterfahrene englische Gouvernesherrin tritt selten, ohne ein empfehlendes Geschenk, vermittlungsuchend in eine englische Agentur; dazu die übliche Einschreibgebühr und — 6—10 Prozent vom ersten Jahresgehälte vor Eintritt der Stellung.

Viele wenden sich vertrauensvoll an „The Ladies Agent“ Midlegate, York, andere an Miß Wilson, London W., 166 Regentstreet u. s. w. Andere ziehen vor, die deutschen Londoner Buchhändler, Herrn W. Kolkmann, 2 Langham Place, oder Herrn Franz Thimm, 3 Brookstreet, um freundliche Vermittlung zu bitten; noch andere wieder suchen und finden Stellung oder Privatstunden durch die unter königlichem Protektorate stehende „Governess benevolent Institution“ London, 47 Harleystreet, in dessen ausliegenden Büchern auch nicht im dortigen Heim wohnende Lehrerinnen ihre Adressen und Gesuche eintragen mögen, ebenso wie in denen des vom „Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen begründeten Home“, 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Zur Eintragung in die Listen, wie zur Aufnahme in ersterem bedarf es zweier Empfehlungsschreiben; in letzterem kann nur Unterfundt finden, wer durch einen Jahresbeitrag von 10 sh. 6 d (= 10½ Mark) die Mitgliedschaft erwarb; — das französische Home, London W., Baywater Powis Square, ist international und Aufnahme dort leichter zu finden; — in Zeiten der Stellenlosigkeit oder in den Ferien erhält jedes Mitglied dajelbst gute Beföstigung und eigenes Zimmer für wöchentlich 24 Mark; bei geteiltem Zimmer sind nur 18 Mark zu zahlen.

Jeder deutschen Lehrerin, die sich auch sonst vermittlungsuchend an den Verein wendet, wird Antwort erteilt, ob sie Aussicht habe eine Stellung zu finden oder nicht. Der Verein ist wälslerisch, und das mit gutem Grunde. Wer nicht besonders Tüchtiges, wenigstens in einem Fache Hervorragendes leistet, die meint er dahin beraten zu sollen, daß sie lieber diesseits als jenseits des Kanals eine befriedigende Lehrthätigkeit suchen.

Bei der letzten Schlußprüfung der Universität Cambridge bestand von allen Kandidaten eine Miß Agnata Francis Ramsay am besten in den klassischen Sprachen; nach ihr eine Miß R. M. Hervey. Im Lateinischen wie im Griechischen hatten sie Damen zu Lehrerinnen gehabt.

Ein englische Erzieherinnen tritt häufig die Forderung heran, jüngere Knaben in den Anfangsgründen des Lateinischen zu unterrichten.

Erhofft die Deutsche dort eine besser besoldete Stellung, so muß sie außer in ihrer Muttersprache und den üblichen Wissenschaften wenigstens in einem Fache, Musik, Malen oder dergl., Besonderes leisten.

Die „Daily-Gouverness“, Halbtagsgouvernante, erhält für ihre Thätigkeit von 9 Uhr morgens bis 6 Uhr abends, bei der ihr doch immer die Abendstunden und die Sonntage zu freier Verfügung bleiben, selten mehr als jährlich £ 40—50 (= 800—1000 Mark) neben freiem Mittagstisch und Thee.

Das Honorar für Privatstunden, die, fast ausnahmslos a u ß e r dem Hause, gebiegene, auch Straßentoilette und zeitraubende Wege bedingen, schwankt zwischen 2—4 Mark, übersteigt selten 5 Mark für „weibliche“ Lehrkräfte. Ein Erzieherinnengehalt von 1200—1800 Mark gehört schon zu den Ausnahmen; ein höheres wird nur einer allseitig bewährten Finishing-Gouverness, einer englischen Erzieherin fast erwachsener vornehmer young ladies gewährt. Das Durchschnittsgehalt für „deutsche“ Erzieherinnen in Familien oder Pensionaten dürfte 1000—1400 Mark selten übersteigen.

Bringt man daneben die größeren Reise- und Toilettenkosten, die in einem Heim zu verlebenden Ferien in Anrechnung, so dürfte, Ausnahmen abgerechnet, der verbleibende Rest kein wesentlich größerer, als bei wohlbesoldeter Stellung in Deutschland sein.

Dennoch habe ich selber von zwei Schwestern, die beide in preussischer Anstellungsberechtigung scheiterten, erlebt, wie die eine nach zehnjähriger angestrebter Lehrthätigkeit in England, die andere nach siebenjähriger in Rußland, mit hinreichenden Ersparnissen heimkehrten, um, wenn auch bescheiden, doch unabhängig im kleinen deutschen Heimateorte zu leben.

Wer durch eine „für Preußen bestbestandene Lehrerinnenprüfung“ sich besser noch dazu geeignet glaubt, irrt. Thätigkeit, Schmiegsamkeit, Ausdauer und weltgewandte Form führen im Auslande leichter zu pekuniärem Erfolge, als vielseitiges Wissen, ohne besonders tüchtige Leistung im einzelnen.

Einer besonderen Einrichtung in England sei noch erwähnt, die ich allein lebenden Lehrerinnen auch in Deutschland wünschte, die des „board und lodging“, in dem die Wirtin der abgemieteten Zimmerräume wohl auch das zum Mittag- und Abendstisch selbst Eingekaufte oder Bestellte in gewinnichster Form zubereiten und aufbewahren läßt, somit ohne eigene wirtschaftliche Mühewaltung den Komfort eines eigenen Heims ermöglicht.

Die englischen Homes haben in fast allen europäischen Hauptstädten Nachahmung gefunden, möchten auch die deutschen Lehrerinnen von England heimtragen, was sie zur Nachbesserung ansporne. Von jedem Lande läßt sich lernen, auch außer der Landessprache!

(Wird fortgesetzt.)



Hero.

Gemälde von H. Schmiechen.

Das Kunstgewerbe und die moderne Wohnung.

Paul Schönfeld.

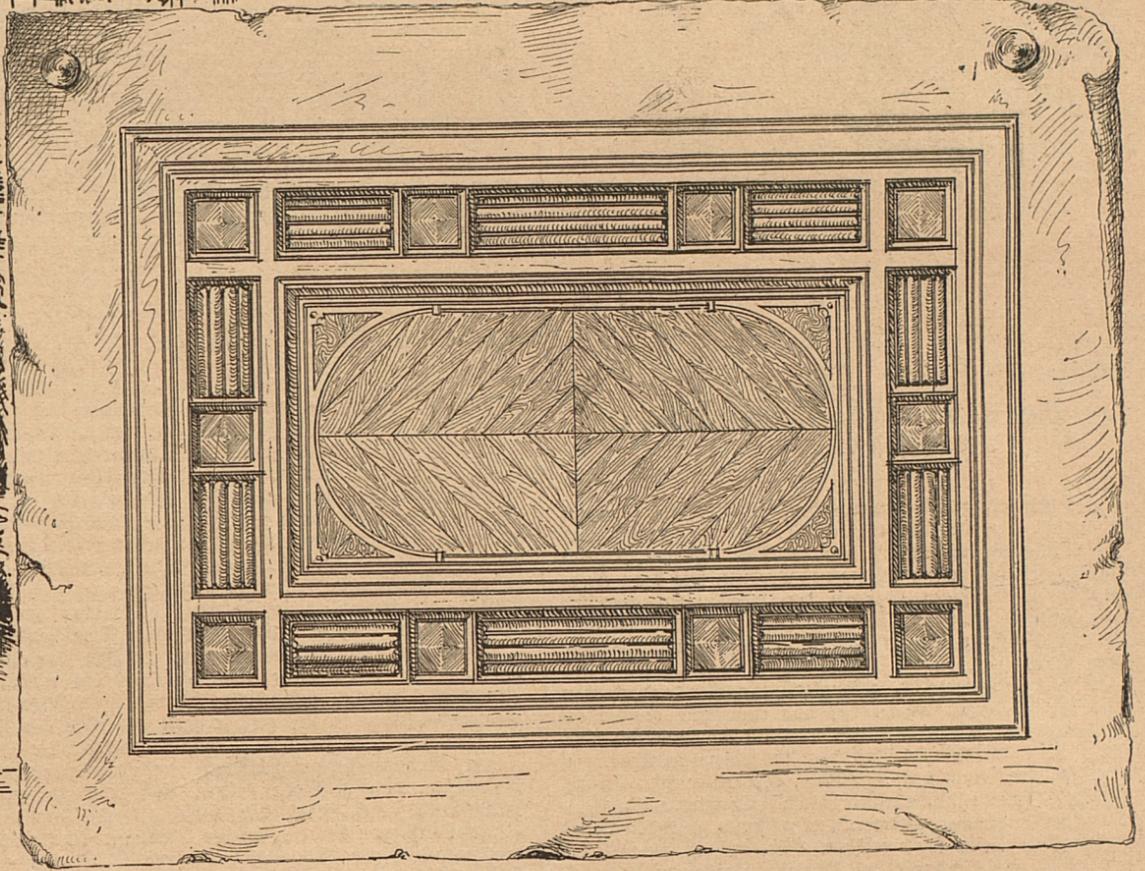
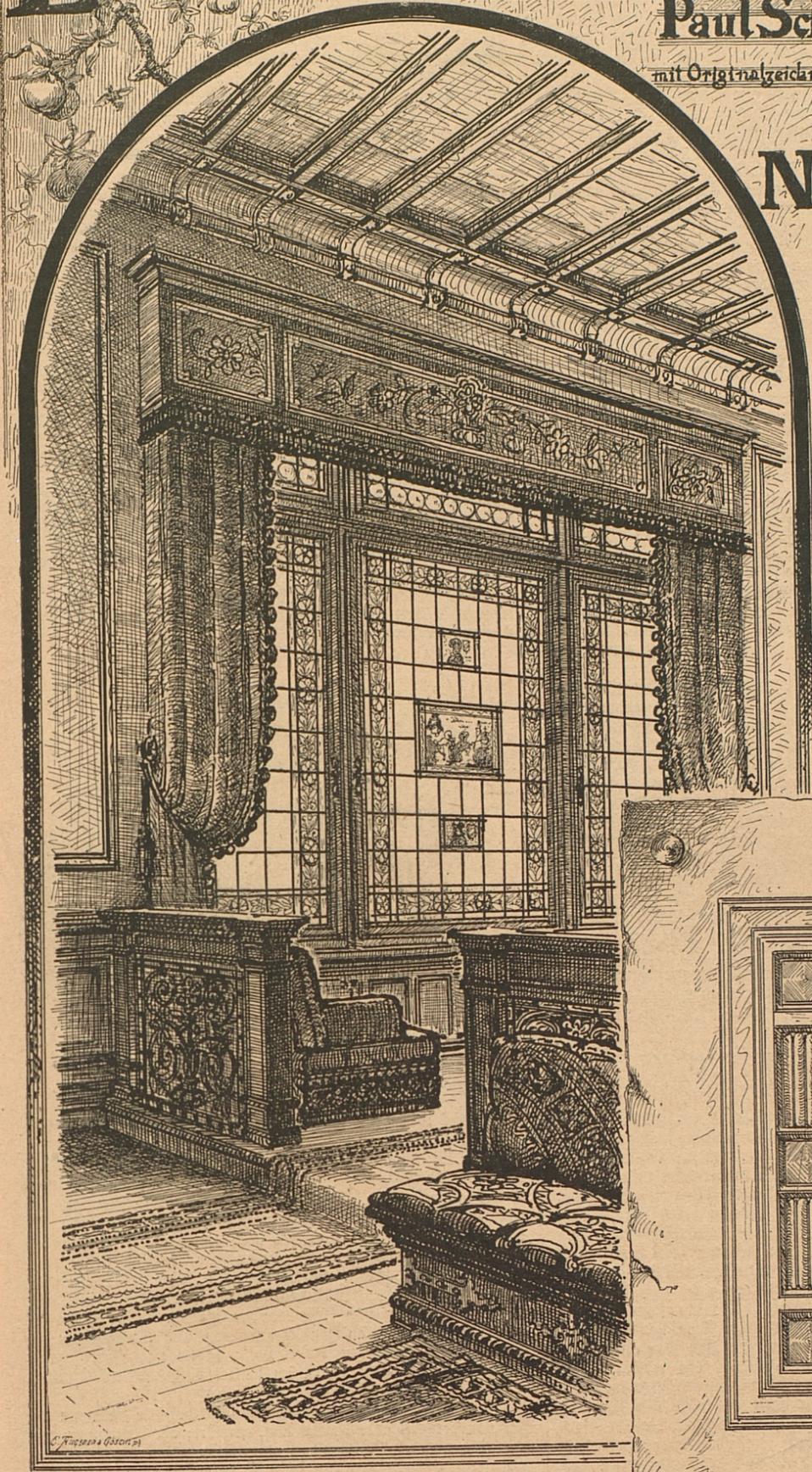
mit Originalzeichnungen von M. Rolle.

III.

Nachdem wir bezüglich der Wand und ihrer Ausstattung erörterten, haben wir uns zunächst dem Fußboden und der Decke zuzuwenden, die beide mit der Wand in innige Harmonie gesetzt sein wollen. Der Fußboden, auf dem wir wandeln, der allen übrigen Gegenständen als Träger und Basis dient, ist im allgemeinen als eine ruhige Fläche zu behandeln, die weder durch hervorstechende Farbe noch Zeichnung den Blick besonders auf sich zieht. Am meisten wird sich immer die natürliche Farbe des Holzes für den Fußboden eignen, zumal wenn durch verschiedenfarbige Holzteile eine einfache Musterung und damit einiger Wechsel hervorgebracht wird. Ein dunkler Parquetboden ohne schreiende Farbkontraste ist für die Gesamtwirkung

am vorteilhaftesten. — Ein in Wohnräumen wesentliches Zubehör des Fußbodens bilden die Teppiche, besonders da, wo er nur einfach gestrichen ist und deshalb einen derartigen Schmuck verlangt. Für die Teppiche gilt dasselbe, was ich bereits als unerlässliches Erfordernis für die Tapete hervorhob: auch sie müssen durchaus den strengen Gesetzen der Flächenornamentation unterworfen werden. Es sind sonach jene vor nicht allzulanger Zeit noch überall florierenden, ja noch heute nicht völlig ausgerotteten Erzeugnisse der Textilindustrie aufs entschiedenste zu verwerfen, auf denen uns ganze Blumenwiesen und Gartenbeete in naturalistischer Wiedergabe vorgezaubert werden. Erst seit die unübertrefflichen Leistungen, die der Orient auf diesem Gebiete aufzuweisen hat, in ihrer vollen künstlerischen Bedeutung erkannt worden sind, ist eine Bervollkommnung unserer Teppichmuster zu verzeichnen. Wenn man diejenigen des Orients betrachtet, so sieht man nirgends eine vegetabilische oder irgendwelche andre Form, bei der das Streben hervorträte, die Natur zu kopieren; der Kelch der Blume, das Blatt, die Ranke, und ebenso, wo er vorkommt, der tierische Körper ist nur im Umriss gezeichnet, und zwar künstlerisch freigestaltet, alles Zufälligen, Unregelmäßigen entkleidet, mit einem Worte stilisiert; und ebenso frei ist in der Farbe verfahren, für welche die Natur gleicherweise bloß die allgemeine Anregung hergiebt, ohne irgendwelchen Zwang auf die künstlerische Phantasie auszuüben; diese ergeht sich vielmehr in den mannigfaltigsten selbständigen Kombinationen und bringt gerade dadurch die für den vorliegenden Zweck vollkommenste Wirkung hervor, indem sie eine echte Flächendekoration liefert, bei der kein einzelner Teil den andern beherrscht, sondern eine gleichmäßige, ruhige und dabei doch durch reizvollen Wechsel belebte Ebene sich dem Auge darbietet.

Verlangt der Fußboden als unterster Teil des Zimmers eine einfachere Behandlung, so ist dagegen demjenigen Baugliede, das uns noch zu betrachten übrig bleibt, eine weit größere Sorgfalt zu widmen, als es meist in unseren Wohnungen zu geschehen pflegt. Der Plafond — denn um diesen handelt es sich — ist die Bekrönung des ganzen Raumes, sein Abschluß nach oben hin, also ein äußerst wesentlicher Bestandteil, der ohne Schädigung des Ganzen so wenig vernachlässigt werden kann wie die bisher besprochenen. Nichts aber verflümmert den ästhetischen Totaleindruck eines Zimmers mehr als die weißen Decken, die in den meisten bürgerlichen Wohnungen so nüchtern und traurig herabschauen. Wo ist da ein Übergang zu den farbigen Wänden, wo ein Gegengewicht zu dem Fußboden mit seinen Teppichen und zu den Möbeln des Zimmers, die doch ebenfalls sämtlich irgend eine Farbe haben? Wie trostlos öde und langweilig nimmt sich solche weißgetünchte Decke aus, die ja nicht wie die Wände durch andere Dinge



belebt wird und daher doppelt des eigenen Schmuckes bedarf. Derselbe muß allerdings so gehalten sein, daß die Decke nicht allzu schwer erscheint, also weder zu reich noch zu dunkel; schon um die Helle des Zimmers nicht zu vermindern, sind lichtere Farben für die Decke am Platze. Aber wozu die Farbe von dieser bedeutenden und augenfälligen Stelle vollständig verbannen? In der Mitte eine Rosette, ringsherum ein paar bunte Streifen oder bemalte Stuckleisten und dazwischen nichts als die tote weiße Fläche — das ist entschieden nicht ausreichend, um einen im übrigen gut zusammengefügten Raum würdig abzuschließen; die Malerei hat unbedingt mehr zu thun, und wo eine künstlerische Verzierung nicht möglich ist, da kann doch wenigstens ohne erhebliche Kosten eine einfache ornamentale Musterung Platz finden, die, ohne das Auge besonders auf sich zu lenken, die Fläche anmutig ausfüllt. Das Naturgemächste ist freilich die Holzdecke, die, aus der über dem Zimmer befindlichen Balkenlage hervorgegangen, durch ihre Dauerleiste diesen Ursprung offen zur Schau trägt und in holzgetäfelten Räumen nicht wohl entbehrt werden kann; nur darf sie nicht zu tief angebracht sein oder muß dann wenigstens eine leichte Bemalung erhalten, um nicht zu schwer zu erscheinen.

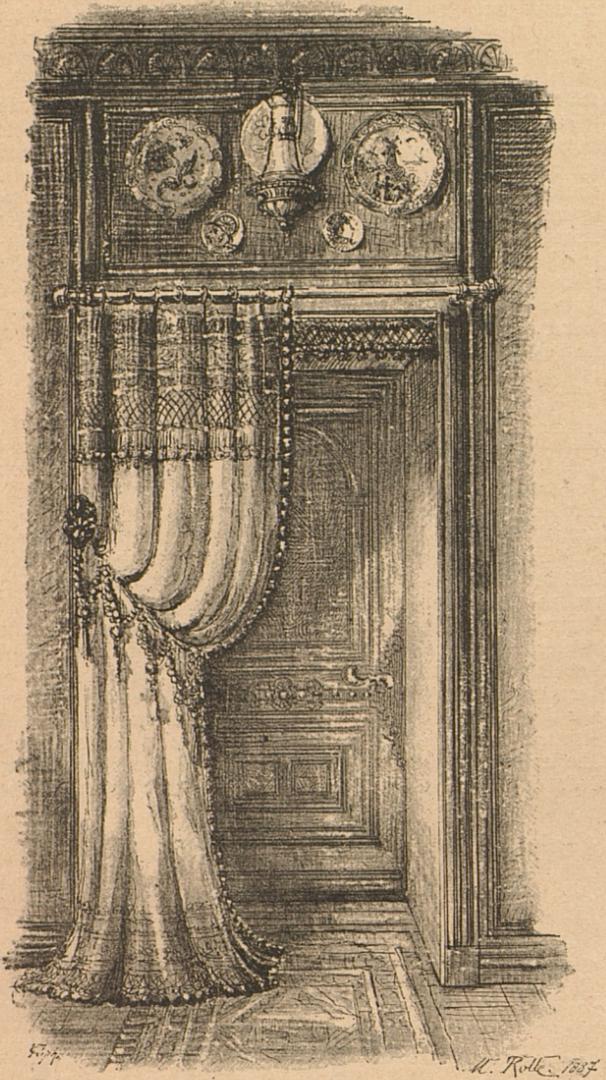
Innerhalb der Farbensymphonie, die wir nach langer Herrschaft eines farbenfeindlichen Ungeschmacks als unentbehrliches ästhetisches Element für unsere Innenräume in Anspruch

nehmen müssen, dürfen nun auch natürlich Fenster und Thüren nicht durch weiße Lackierung, diese verhängnisvolle Erbschaft des Rokoko, eine Dissonanz verursachen, die, je farbiger die Umgebung, das Auge um so unangenehmer berühren muß. Auch bei Fenstern und Thüren ist wie bei dem Fußboden die natürliche Farbe des Holzes, die selbstverständlich durch Beizung allerhand Nuancen erhalten kann, die angemessenste und wohlthuendste, die fast mit jeder Tapete gut zusammengeht. Wo an Stelle der Thüren Portièren die verschiedenen Räume voneinander scheiden, unterliegt deren Wahl und Anordnung im wesentlichen denselben Gesichtspunkten wie die der Fenstervorhänge, von denen wir weiterhin handeln werden. Zunächst einiges über die Fenster selbst, die neben ihrer praktischen Bestimmung als Lichtöffnungen auch ästhetische Bedingungen zu erfüllen haben.

Die Gestalt, in der das Fenster heutzutage auftritt, ist bekanntlich nicht von jeher in Gebrauch gewesen, ja sie stammt aus verhältnismäßig nicht weit zurückliegenden Zeiten. Im Altertum erhielt das Erdgeschloß sein Licht ausschließlich durch die offenstehende Thüre, wie es noch jetzt im Orient üblich ist; die Fenster der oberen Stockwerke wurden durch Läden oder Vorhänge, in der römischen Kaiserzeit durch Marienglas geschlossen, das jedoch bei seiner Kostspieligkeit nur sparsam zur Verwendung kam. Fast durch das ganze Mittelalter war der Fensterverschluß noch ein äußerst primitiver, nur durch Läden oder Matten bewerkstelligt, weshalb die Fenster-

öffnungen in der Regel sehr klein und eng waren. Erst im 15. Jahrhundert gelangte der Glasverschluß zu allgemeinerer Verbreitung, aber trotzdem wurden die Fenster nur eben groß genug angelegt, um dem Raume das unumgänglich nötige Maß von Beleuchtung zuzuführen. Als Scheiben wurden namentlich sogenannte Bugenscheiben, d. h. in der Mitte erhöhte, in Blei gefaßte runde Glascheiben verwendet. Zur Zeit der Renaissance, besonders in Süddeutschland, der Schweiz und den Niederlanden, erhielten solche Fenster oft in der Mitte ein Glasgemälde mit Wappen, mythologischen, allegorischen oder genrehaften Darstellungen, deren Entwürfe anzufertigen selbst Künstler wie Dürer und Holbein nicht verachteten. In neuerer Zeit hat das Verlangen nach Licht dazu geführt, Zahl und Umfang der Fenster mehr und mehr zu vergrößern. Während sie bei den Civilbauten des Mittelalters noch vielfach ohne Rücksicht auf Symmetrie, lediglich nach praktischen Bedürfnissen angebracht waren, dienen sie seit der Renaissance gerade wesentlich mit dazu, den Facaden den Charakter strenger Regelmäßigkeit zu verleihen. Mit einer allzugroßen Zahl von Fenstern sind nun allerdings gewisse Nachteile verbunden: in geringer Entfernung von einander befindlich, lassen sie für die Innenräume nur schmale Intervalle an den Wänden und rauben somit ein gutes Teil Platz für Aufstellung der Möbel; ein weiterer Uebelstand liegt darin, daß durch zwei oder mehrere Fenster die Beleuchtung des Zimmers unruhig

und die farbige Wirkung durch eine zu große Lichtfülle beeinträchtigt wird, ganz abgesehen davon, daß sich die meisten Augen bei einer etwas gedämpften Beleuchtung wohler als bei grellem Lichte befinden. Jedenfalls sind wir heute, offenbar wesentlich infolge der technischen Vervollkommnung der modernen Glasindustrie, die ja mühelos die größten und tadellosesten Spiegelscheiben liefert, gegenüber dem finstern Mittelalter ins entgegengesetzte Extrem verfallen, indem wir uns gewöhnt haben, weit mehr Licht zu verlangen, als wir im Grunde für das gewöhnliche Wohn-, Empfangs- und Speisezimmer benötigen. Um diesen Überfluß an Licht zu Gunsten der gesamten



Zimmerdekoration wieder einzuschränken, hat man in neuester Zeit, teilweise mit regem Eifer und anerkanntem Erfolg, auf die einst so hoch entwickelte Glasmalerei zurückgegriffen, die seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts so gut wie erloschen war. Es ist nicht zu leugnen, daß dieselbe, wenn sie wirklich künstlerisch auftritt, nicht unerhebliche ästhetische Vorteile mit sich bringt: sie füllt in angenehmer Weise die klaffende Lücke, welche die durchsichtigen großen Fenster in der Wand verursachen, sie erhöht den wohligen Eindruck eines Gemaches, sie verleiht ihm das, was wir bei einem Gemälde Stimmung nennen. Dabei ist freilich vorausgesetzt, daß in den Farben Maß gehalten wird, da bei zu großer Buntheit alles andre seine Wirkung einbüßt, und daß nicht gewöhnliches, sondern sog. Kathedralglas zur Anwendung kommt, das durch seine rauhe Oberfläche die Leuchtkraft der Farben dämpft und Reflexe derselben verhindert. Eine völlig durchgeführte Glasmalerei hat übrigens in unsrer Zeit kaum Aussicht auf allgemeinere Verbreitung, um so weniger, als ja auch hier der häufige Wechsel der Mietwohnungen kein geringes Hindernis bildet; vor allem aber widerstrebt es den Wohnheiten der Gegenwart, sich durch Fenstercheiben, bei denen keine durchsichtige Stelle frei bleibt, vollständig von der Außenwelt abzuschließen, außer etwa in einem Studierzimmer, wo man gern möglichst ferngehalten sieht, was den Sinn zerstreuen und die Aufmerksamkeit von der Arbeit ablenken kann. Wenn indes die Glasmalerei in maßvoller Weise angewendet wird, wenn sie dem Fenster eine ornamentale Umrahmung und etwa noch eine größere Verzierung in der Mitte giebt, so wird sie gewiß jedem Zimmer zu statten kommen.

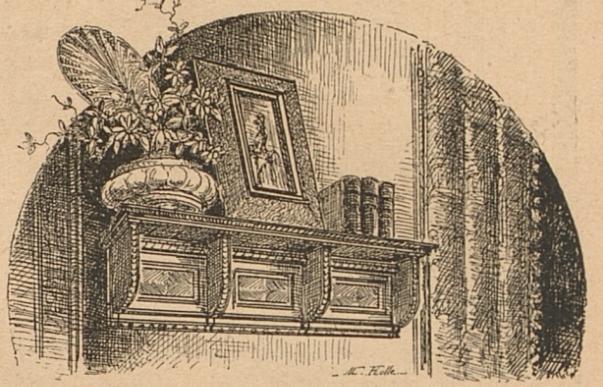
Weniger möchte ich den hier und da wieder sehr beliebt gewordenen Buntgläsern das Wort reden, deren Bevorzugung mir mehr auf einer gewissen Neigung zur Altzeitlichkeit, als auf dem künstlerischen Werte, oder auch nur der Zweckmäßigkeit dieser Fensterverglasung zu beruhen scheint. Die undurchsichtigen Scheiben mit der einförmigen runden Bleifassung, die jeglichen Ausblick abschneiden, geben dem Zimmer etwas von einer Klosterzelle oder einem Gefängnis. Und bedenkt man, daß man sich ihrer in früheren Zeiten doch eben nur deshalb bediente, weil die damalige Glasfabrikation technisch nicht so weit war, Glasaufeln von der Größe der unrigen herzustellen, so wird man in der Wiedereinführung dieser Antiquität schwerlich eine Vervollkommnung erblicken können. Das Alte aber nur deshalb, weil es alt ist, nachzuahmen, ist gewiß kein rationeller Standpunkt.

Ein unentbehrliches Zubehör der Fenster bilden die Vorhänge, über die daher gleich hier das nötigste eingeschaltet werde. Während dieselben im Mittelalter, wie bereits angedeutet, hauptsächlich den ungenügenden Fensterverschluß zu ersetzen und Wind und Kälte abzuhalten hatten, beschränkt sich heutzutage ihre Bestimmung darauf, einerseits das einfallende Licht zu mildern, andererseits das Fenster zu dekorieren, den Übergang mit der Wand zu vermitteln. Uns interessiert hier weniger ihr Stoff als ihre Farbe, sowie die Art und Weise ihrer Befestigung und Anordnung. Was den ersteren Punkt betrifft, so muß jeder, der für einen farbenfrohen Charakter unserer Wohnräume eintritt, gegen die grell und hart aus dem Ensemble herausfallenden schloßweißen Gardinen protestieren, die noch immer als Stolz der Hausfrauen in den meisten Zimmern stehende Regel sind. Ein Stich ins Gelbliche, wie ihn die neuerdings in Renaissanceeinrichtungen gern angewandten straminartig gewebten Musseline haben, macht sie schon

angenehmer, eine völlig befriedigende Wirkung aber, ein voller Einklang mit den farbigen Wänden u. s. w. wird erst dadurch erreicht, wenn man sich entschließt, auch bei den Vorhängen entschiedene Farbtöne walten zu lassen, möge man nun eine einzige Farbe oder eine Kombination von mehreren wählen, die selbstverständlich zu der Umgebung möglichst stimmen muß. Am schwierigsten ist die Wahl bei glatten Stoffen, da hier eben nur eine einzige Farbe ohne Unterbrechung gesehen und das Auge daher leicht ermüdet wird, während bei gemusterten Stoffen die verschiedenen Farben das Auge angenehm beschäftigen, ohne doch bunter als ein glatter Stoff zu wirken, da sie sich bei ihrer nahen Nachbarschaft auf kleiner Fläche gegenseitig erheblich abschwächen. Bei gemusterten Stoffen ist vor allem darauf zu achten, daß das Muster trotz der Falten, die sich nach Befestigung des Vorhangs bilden, seine Geltung und Deutlichkeit bewahrt; daher ist figurlicher Zierrat oder eine geometrische Ornamentation hier nicht am Platze, am geeignetsten ein Muster, das wie die orientalischen richtungslos ist und bei dem das Gewicht nicht sowohl auf die Zeichnung als auf die farbige Wirkung gelegt ist. Mit Rücksicht auf die Falten, die einen beträchtlichen Teil des Musters unsichtbar machen, muß dasselbe, soweit es sich um gestreifte Stoffe handelt, nicht vertikal, sondern horizontal angeordnet sein. Die Möglichkeit einer geschmackvollen Wahl ist heutzutage glücklicherweise gegeben, da auf diesem Gebiete neuerdings erfolgreiche Reformen zu verzeichnen sind.

Was für die Vorhänge gilt, hat seine Geltung auch für die Portièren, die eben für die Thüren dieselbe Funktion wie jene für die Fenster zu leisten haben. Auch hinsichtlich der Anbringung ist für beide das gleiche System anwendbar, welches am besten darin besteht, daß sie — wie es bereits im Mittelalter üblich war — vermittelst beweglicher Ringe an einer Stange befestigt werden, so daß sie nach Belieben zurückgezogen werden können, nicht aber an jenen wellenförmig geschweiften Karniesen, die durch den Barockstil eingeführt wurden. Bei den Vorhängen kommt noch der Überhang in Betracht, der am naturgemähesten unten geradlinig abzuschließen und nicht, wie man es noch häufig sieht, zu allerhand bizarren Formen zuzuschneiden ist.

Mit Franzen besetzt, ist derselbe, obwohl an sich nicht unbedingt notwendig, doch ein gefälliger oberer Abschluß der Fensterbekleidung.



Ein deutscher „Enoch Arden“.

Skizze aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Von Ernst Otto Hopp.

Nachdruck verboten.

Unter den wenigen herzbewegenden, gefühlsreichen Liedern, welche die Amerikaner besitzen, ist der Sang vom „Home, sweet home“, von der süßen Heimat, kritisch betrachtet, ein nur mäßig gelungenes Produkt, wie denn überhaupt die volksmäßigen Gedichte der sogenannten amerikanischen Nation geringen Wert haben; aber den Refrain könnte ein Deutscher verfaßt haben, so einfach und tief empfunden ist er.

Es war ein vorzeitig gebeugter, ergreifender und elender Mann, der in der Eisenbahn saß und eine Zeile des Liedes mit einem traurigen Lächeln, wie unwillkürlich, vor sich hinsummte. Ein wehmütiger Zug lag in seinem durchfurchten Antlitz, in dem Gram und Krankheit, körperliche wie seelische Leiden tiefe Spuren hinterlassen hatten. Er machte den Eindruck eines Gebrochenen, und wenn er aufstand, gewahrte man, daß seine linke Seite stark gelähmt war, daß er ein völliger Krüppel sei. Ja, das ist das Leben! Den einen hebt es hoch empor, den andern zerstört es; den einen treibt die Flut glücklich an allen Klippen vorüber, um ihn duften die Blumen, die milde Frühlingsluft säckelt seine Stirn, und das süße Lied von Glück und Seligkeit klingt um ihn mit bezaubernden Akkorden; dem andern knickt ein feindliches Schicksal alle Hoffnungen, es reicht ihm höchstens das trockene Brot, ohne Trüffelwürst oder Kaviar darauf, und durchbohrt ihn mit dem Schwert der Schmerzen. Er war krank und müde, ach so müde! Lange Jahre hatte er weder Weib noch Kind gesehen; lebten sie noch, oder kehrte er nur heim, um an ihren Gräbern zu weinen?

Friedrich Körber stammte von armen Eltern und war im Sächsischen geboren. Der Vater war frühzeitig gestorben, die noch rüstige junge Mutter hatte sich bald nach dem Tode ihres Mannes wieder verheiratet; sie erhob keine Einwendungen, als der fünfzehnjährige Friedrich mitsamt dem Nachbar Klempner, einem wunderlichen alten Freiheitschwärmer, bei dem er in die Lehre getreten war, auswanderte. „In jungen Jahren muß man nach Amerika gehen, dann kann man sein Glück dort machen!“ So hatte der Nachbar gesagt, und der hatte es vom Schiffsgagenten vernommen, darum mußte es wahr sein. Der junge Körber hatte absolut nichts zu verlieren, seine Aussichten für die Zukunft im deutschen Vaterlande waren bestenfalls nur mäßige; die einzige, an der sein Herz hing, die Mutter, war ihm durch die Heirat entfremdet worden. So zog er leichten Sinnes über das Meer; der kinderlose Klempner, der ein paar

hundert Thaler besaß, versprach für ihn in der ersten Zeit zu sorgen. Er hielt auch redlich sein Versprechen; bis zu seinem achtzehnten Jahre blieb Friedrich bei ihm in Philadelphia; dann ging er, da er ein anständiger Arbeiter war und Geld bedürftig, in eine Eisenbahnwerkstätte. Dort blieb er eine Reihe von Jahren, übernahm später die Leitung eines Mechanikergeschäftes und verheiratete sich. Er lebte in leidlich guten Verhältnissen; zwei Kinder wurden ihm geboren, ein Knabe und ein Mädchen, und dann brach der große Bundeskrieg aus, der so viele Verhältnisse gründlich umwälzte und auch Friedrich Körber mit forttrieb. Die Trommel hatte einen so gar besonderen Ton; und der mußte kein echter Deutscher sein, der nicht von ihm bis ins innerste Herz getroffen und aufgeweckt würde. Von den Lehren und Ansichten des weisen alten Klempners, der den gefährlichen Beruf als Reformator und Menschenbeglucker in sich gefühlt hatte — viele sind berufen, und wenige sind auserwählt —, war manches in der Seele des jungen Mannes haften geblieben; und das war nicht das Schlechteste, daß er einen bitteren Haß empfand gegen die Sklavenlords und gegen die Wirtschaft mit dem farbigen Menschenvieh, von dem sich in der Stadt der Bruderliebe eine nicht unbedeutende Sammlung vorfand. „D wie ruft die Trommel so laut!“ Körber hatte es eigentlich gar nicht nötig, ihr zu folgen; doch ließ er sich, wie es dort üblich war, auf ein Jahr anwerben, es erschien ihm wie eine heilige Pflicht, das zu bethätigen und mit dem Schwerte dafür einzutreten, was seine Meinung war und worüber er so oft räsonniert hatte. Im Anbeginne dachten wenige an die Ströme von Blut, die vergossen werden mußten, um die Volksseele von einer häßlichen Krankheit zu befreien, von dem Alp, der so lange Jahre auf ihr geruht hatte.

Das Artillerieregiment, in das Körber eingetreten war und in dem er seiner Anstellung halber bald zum Sergeanten vorrückte, kam zuvörderst nach Pittsburg, von da, einem augenblicklichen Hilfszuge folgend, nach Cincinnati. Als Grant das Fort Donelson erstickt hatte und auf den Tennesseeestrom zumarschierte, stieß das Regiment zum Heere dieses eiferigen Generals. Bei Shiloh oder Pittsburg Landing ward ihm die Feuertaufe; am ersten Tage kam Körber mit einem Streifschusse davon; aber am zweiten wurde seine Batterie durch einen plötzlichen Vorstoß der Südlischen umzingelt. Körber erhielt aus nächster Nähe drei Kugeln und sank blutüberflutet zusammen. Daß die Südlischen den fast leblosen Körber austrasteten und in den Ambulanzwagen stopften, geschah aus einem Versehen; die Dunkelheit begann bereits anzubrechen, und da sie wieder zurückgeworfen wurden, that Eile not, vielleicht hatten sie ihn für einen der Ihrigen gehalten. Er wurde auf den Verbandplatz geschleppt und notdürftig versorgt; der Arzt schüttelte den Kopf, ein weiterer Transport erschien kaum ratsam, er glaubte, jeden

Augenblick könne der Tod eintreten. Allein wie es leichte Fälle giebt, die der Kunst der Ärzte spotten, so giebt es auch Ausnahmen im andern Sinne. Die schier unverwundliche Lebenskraft des Deutschen siegte; er ertrug wider Erwarten den langen, schwer anreisenden Transport auf holprigen Wegen und primitiven Gefährten in ein entfernter gelegenes Lazarett der Rebellen. Freilich besserte er sich nur langsam, sehr langsam; doch als ein Jahr vorübergegangen war, konnte er schon auf Krücken einherhumpeln, und im zweiten Jahre vermochte er es, in einer Maschinenwerkstatt der Konföderierten, die in Alabama lag, als Aufseher und Inspektor zu wirken. Der Süden litt bitterlich Not an tüchtigen Mechanikern und Maschinisten; so kam es, daß man ihm hohen Lohn zahlte und ihn, solange es ging, zurückbehielt. Erst im Mai des Jahres 1865 erhielt er seine Freiheit wieder.

Ein großer Teil der südlichen Eisenbahnen war um die Zeit, da der erlösende Friede kam, zerstört; der Transport war schwierig und der Postdienst unzuverlässig. Körber hatte wiederholt nach Philadelphia an seine Frau geschrieben, doch keine Antwort war eingegangen, solange die Kriegsfurie tobte. Auch jetzt erhielt er von seiner Familie kein Lebenszeichen. Als er im September unter großen Strapazen nach Louisville gelangt war, wurde er durch den schlimmen Zustand seiner Gesundheit genötigt, das Lazarett dort aufzusuchen; ein Brief, den er vor Weihnachten abgeschickt hatte, kam als unbestellbar zurück. Dazu kam, daß die Ärzte ihm eine Winterreise streng untersagten; seine linke Seite war durchaus gelähmt, und nur sehr allmählich trat eine Besserung ein. Durch Vermittlung wohlwollender höherer Offiziere wurde ihm eine hohe Pension ausgemittelt; eine schwimmende Heilanstalt öffnete ihm einige Monate darauf in Cincinnati ihre gastliche Pforte. Auch die auf Veranlassung der Vorsteher des Sanatoriums angestellte Nachforschung nach seiner Familie blieb fruchtlos; es hieß, sie sei aus Philadelphia verzogen, unbekannt wohin. Eine Frau seines Namens existierte weder dort noch in Newyork, wohin man sich auf seine inständige Bitte gewandt hatte. Gegen Ende des nächsten Jahres besuchte er auf Staatskosten ein Schwefelbad. Doch erst ein Jahr darauf war er so weit hergestellt, daß er es vermochte, nach der großen Metropole am Hudson zu reisen, im frühen Mannesalter stehend und doch ein Greis. Niemand, der ihn früher gesehen, konnte ihn wiedererkennen, sein Haar war gelichtet und weiß geworden, scharfe Falten zogen über seine Stirn, und tiefe Linien lagen um den Mund. Als Ruine kehrte er heim; nur sein Geist war frisch geblieben. Er war kein fröhlicher Mann mehr; eine milde Resignation, eine gehaltene Trauer hatte sich über sein Wesen gelegt. Manch einer wird von unverschuldetem und unerwartetem Unglück niedergebeugt und zu Boden gezerrt, manch einer wirft sich an seiner Wiederaufrichtung verzweifelt in den Staub der

Welt; aber ihn hatten Leiden und Dulden geläutert und sein Wesen geklärt.

Für seine äußeren Verhältnisse war gesorgt. Mag man noch so viel an der großen transatlantischen Republik auszu- setzen haben und den Geist der Korruption beklagen, der sich dort im öffentlichen Leben förmlich brüht, für die zerschossenen Krieger, die Invaliden, wurde in liberalster Weise gesorgt. Es giebt „drüben“ manches Kleinliche und Gemeine; aber es weht auch hier und da ein großartiger Zug durch das Leben der Amerikaner; so gierig sie im Erwerben sind, so sorglos und reichlich geben sie aus. Der Fall des deutschen Unionskämpfers hatte Aufsehen erregt; an manchen Orten hatte man für ihn gesammelt, teils um das Los des jungen Krüppels zu lindern, besonders aber auch um der traurigen und vielen unerklärlichen Thatfache willen, daß ihm seine Familie abhanden gekommen war. Überall hatte man ihn umsonst befördert, umsonst in Pflege genommen; das Geld, das er in Alabama in der Fabrik der Konföderierten verdient, hatte er nicht anzugreifen brauchen. Einer der Krüppel, die das schwimmende Hospital besuchten hatte ihm eine Tausend-Dollar-Anweisung eingehändigt; wie schon angedeutet, hatte man Sorge getragen, ihn in die höchste Pensionsklasse zu versetzen. So verfügte er über ein kleines Vermögen, und da sein leidender Zustand ihm eine frugale Lebensweise aufgezwungen hatte, konnte er nicht einmal seinen Monatsgehalt verbrauchen.

Als der familienlose Invalide in dem Hudsonbabel an- gelangt war, mietete er sich ein kleines Logis, Wohnzimmer und Schlafgemach, in dem deutschen Viertel der Stadt, der „Gene“ A. Doch bald wurde es ihm zu geräuschvoll dort. Der Schrei des Lebens, der laut und lästig an sein Ohr schlug, verletzte ihn; er hatte vom Leben nichts mehr zu erwarten, für ihn erschien es nicht mehr voll schimmernder Hoffnungsblüten. Nur noch einen Wunsch hatte er, zu erkunden, was aus denen geworden sei, an denen seine Seele mit allen Fasern hing, aus seinem Weibe und seinen beiden Kindern. Er fuhr nach Phi- ladelphia; es lebten dort noch mehrere, die den Mechaniker Körber gekannt hatten. Eine alte Frau, die in seiner Familie zu verkehren pflegte, erzählte ihm, sie hätte selber mit einpacken helfen, Frau Körber sei längst nach Newyork verzogen. Seine Vermutung erwies sich als wahr; er kehrte an den Hudson zurück und begann seine Nachforschungen planvoll zu betreiben.

* * *

Herr Schlamborg hatte ein bewegtes Leben hinter sich; er war ein findiger, spürender und schnüffelnder Mann, der zumal in der Chronik der zahlreichen deutschen Ankömmlinge sehr be- wandert war, mit allen irischen wie deutschen Schankwirten unter einer Decke steckte und dabei nicht zu kurz kam. Nach dem Kriege war er in Polizeidienste getreten; ein deutsch-ameri- kanischer Oberst, der vom „Fall Körber“ erfahren, hatte den Invaliden an diesen Hüter der Moral verwiesen.

„Können Sie es sich überhaupt erklären?“ fragte ihn Körber bei der ersten Audienz. „Sie ist mit den Kindern nach New- york abgegangen; aber das Adressbuch giebt nichts an, die Polizei hat nichts erfahren, und mein Aufruf in der Staats- zeitung hat nichts genutzt. Weg sind sie, als ob die Erde sie verschlungen hätte.“

Schlamborg nahm eine Priese, überlegte eine Weile, und dann sagte er:

„Es ist gar nicht so wunderbar. Newyork ist ein weiter Begriff; sie kann in einer der kleinen Ortschaften wohnen, von denen mehrere Duzend hart vor der Stadt liegen und deren Einwohner doch nicht im Adressbuch stehen. Sie mag die „Staatszeitung“ nicht gelesen haben, und sie mag auch ihren Namen geändert haben.“

„Ihren Namen geändert?“ wiederholte Körber erstaunt.

„Um! Gewiß! Ist Ihnen das noch nicht in den Sinn gekommen? Die Frau war jung; wenn sie nun erfahren hätte, daß Sie tot und längst begraben seien? Wenn nun aus der Frau Körber auf dem einfachen Wege der Heirat eine Frau — sagen wir Meier — geworden wäre? Was dann?“

„Das hätte meine Frau nie gethan. Wir — — —“

„Halt!“ unterbrach ihn der Detektive. „Ehe wir weiter reden, bitte ich Sie, sich keiner Täuschung hinzugeben. Der Krieg hat vieles umgestoßen, ich könnte Ihnen da Fälle er- zählen — doch halten wir uns an den Thron. Vielleicht ist es der Frau schwer geworden, sich und die Kinder zu ernähren. Ihr Mann war für sie tot. Seit fünf oder noch mehr Jahren hat sie nichts von Ihnen vernommen. Möglicherweise hat ein Kamerad Sie fallen sehen, möglicherweise ist er heimgekommen und hat Ihrer Frau erzählt, wie Sie bei Schiloh auf dem Felde lagen, allem Anschein nach leblos. Wollen Sie die Frau tadeln, daß sie um der Kinder und deren Verpflegung willen —“

Er brach ab. Der Invalide stöhnte laut auf und begrub sein Antlitz in den Händen.

„Nun!“ sagte der Polizist beschwichtigend, „es ist ja nur so eine Vermutung. Nehmen wir einen andern Fall an. Sie kann gestorben sein. Die Kinder sind bei Leuten untergebracht, die sich ihrer angenommen haben. Ich werde mich nun mit meinen Kollegen in Verbindung setzen, und dann wollen wir uns mit Eifer der Sache annehmen.“

Aber dem klugen Herrn Schlamborg war es nicht beschie- den, Licht in die Angelegenheit zu bringen; das besorgte der Vater, der die Seinen suchte, selber.

Er hatte sich am Ende der Harlem Vorstadt eingemietet. Es war eine Hofwohnung, an die sich ein geräumiger Garten schloß, und mit Erlaubnis des Wirtes durfte sich der Invalide in demselben ergehen. Friedrich Körber war nicht nur ein ein- samer alter Mann geworden, er empfand auch eine gewisse Freude an der Abgeschlossenheit und kümmerte sich wenig um die Außenwelt; er war leidend und gern allein. Eine Dienst- magd besorgte ihm die nötige Handreichung für seine kleinen Bedürfnisse. Um doch etwas thätig zu sein, hatte er sich eine kleine Werkstatt eingerichtet, in der er allerlei Spielwaren und niedliche Kleinigkeiten schnitzte und drechselte.

Eines Tages, es war im schneelosen Sommer, war er aus seiner Stube gehumpelt, um sich einen Trunk Wasser von dem Brunnen zu holen, der inmitten des Hofraumes lag.

Ein frischer Blonder, etwa 11 oder 12 Jahre alter Knabe stand eben dort, und als er die Gebrechlichkeit des Invaliden sah, pumpte er ihm bereitwillig das Wasser in den Krug.

Trage ihn mir in meine Stube,“ sagte der Mann, „ich will dir einen hübschen Kreisel dafür schenken.“

Darauf ging der Junge ein. „Wie heißt du, mein Sohn?“ frug Körber.

„Friedrich!“ war die Antwort.

„Und weiter?“

Der Knabe stockte einen Augenblick.

„Mullin,“ sagte er dann, „wir sind vorgestern hier ein- gezogen und wohnen im Vorderhause eine Treppe.“

„Hast du noch Geschwister?“

„Ja, eine Schwester, und dann noch einen kleinen Bruder und eine ganz kleine Schwester.“

„Du sprichst doch aber deutsch, und dein Name ist Mullin?“

„Ja,“ sagte der Junge, „mein eigentlicher Vater ist tot, und Mutter hat wieder geheiratet. Mutter spricht deutsch mit mir und der großen Schwester, aber der Vater nicht.“

Es dauerte nicht lange, und die Schwester erschien, die nach dem Bruder rief.

„Wie heißt denn deine Schwester?“

„Anna. Doch nun muß ich gehen, ich soll herauf- kommen.“

Wie ein Blitz hatte das Wort „Anna“ in die Seele des Invaliden geschlagen. Friedrich und Anna — das waren ja die Namen seiner Kinder — und „Mutter hat wieder geheiratet“ — „Vater ist tot“ — — — es war gut, daß der Knabe davongeeilt war, denn Friedrich Körber war tief erschüttert und halb vor Freude, halb vor Erinnerungsschmerzen wie ohn- mächtig in seinem Sessel zusammengesunken.

Wie lange er so dagelegen, wußte er selber nicht, es war Abend geworden, und im Hause waren die Lichter angezündet.

— Die prächtigen, munteren Kinder waren die seintigen — und dort oben, ganz in seiner Nähe, saß sein liebendes Weib —

Ach nein! Nicht mehr das seine; sie gehörte einem an- dern, einem Fremden an, sie lebte — doch für ihn war sie tot — — —

* * *

Am andern Tage war eine Karte an die Thür des In- validen geklebt, auf der „Friedrich Nagel“ stand. Er hatte seinen Namen abgelegt; und durch die Vermittlung des Geheimpolizisten, dem er seine Entdeckung mitteilte, gelang die Durch- führung des Tausches leicht. Herr Schlamborg hatte, ganz zufällig natürlich, den Wirt getroffen und nach dem Invaliden Nagel gefragt, der in seinem Hause wohne.

„Nagel?“ jagte der Hausbesitzer. „Ich denke, es war ein anderer Name.“

„Ganz recht,“ jagte der Polizist, „er kann sich auch nach seinem Adoptivvater nennen, aber sein eigentlicher Name ist Nagel.“ Und dann hatte er dem Aufsuchenden eine lange Geschichte erzählt von den Heldenthaten des Mannes, von seiner schweren Verwundung und wunderbaren Lebensrettung. Darüber war die Namensfrage vergessen worden. Was kümmerten sich die Hausbewohner viel um den armen Krüppel, ob der ein paar Tage „Körber“ geheißener habe und sich jetzt „Nagel“ nenne! Nach etlichen Wochen war nur noch der Invalide, der letzteren Namen trug, bekannt.

So wurde jeder Entdeckung vorgebeugt.

Es waren Stunden bitterer Dual gewesen, da der In- valide Nagel beschloß, sich nicht zu entdecken und seine Existenz geheim zu halten. Seine Kinder konnte er fast täglich sehen, ja, mit ihnen sprechen und verkehren, nur seine Frau nicht. Er glaubte zwar sicher, daß sie ihn nicht wiedererkennen möchte, aber er wollte es auf den Versuch nicht ankommen lassen. Sollte er den Frieden der Familie stören? Was hatte er, der so jung zum Greis geworden, der frischen, gesunden Frau zu bieten, der Krüppel, dessen Leben nur noch ein kurzes sein mochte, der zu jeder ernstlichen Arbeit wie zu jedem Genuß des Daseins untüchtig war?

Er nahm sich vor, in der Stille zu beobachten und einen Einblick in die Familienverhältnisse zu gewinnen. Aber da war nichts, das seine Dazwischenkunft erforderte. Herr Mullin war ein amerikanischer Irlander, ein Drangist und Protestant, ein schweigsamer, hier und da etwas mürrischer und zurück- haltender, dabei aber gutherziger und verlässlicher Mann, der in einem Lebergeschäft thätig war und es zu einem mäßigen Wohlstande gebracht hatte. Auch ohne daß er es wollte, er- zählten ihm Friedrich und Anna, die beiden Kinder, die den Krüppel oft besuchten, von ihren kleinen Leiden und Freuden und von dem Treiben und Wesen der Eltern. Daß sie beide eigentlich Körber hießen, hatten sie bald berichtet. Und Herr Schlamborg, der sich an Mullin herangemacht hatte und mit ihm gelegentlich einen „drink“ im Laden nahm, verstand es vortrefflich, dem Arglosen die Geschichte seiner Verheiratung zu entlocken. Mullin hatte in Philadelphia gelebt und war mit der Frau Körber bekannt geworden. Eines Tages — fast so, wie der Geheimpolizist es vorausgesehen — war ein Kriegs- kamerad Friedrich Körbers erschienen und hatte der jammern- den Frau die Trauerkunde von dem Ableben ihres Mannes übermittelt. Körber, so hieß es, sei auf dem Felde der Ehre, auf der blutgetränkten Wahlstatt von Schiloh geblieben, der Kamerad konnte es beschwören und bezeugen, daß er ihn im Blute schwimmend, von Kugeln durchbohrt, allem Anschein nach leblos gesehen habe. Damit stimmte es, daß Körber ver- schollen blieb, daß keine Nachricht von ihm einlief. Auf sein Zeugnis hin wurde später die Ehe ermöglicht; nach längerem Widerstreben hatte sich Frau Körber entschlossen, schon um der Kinder willen, dem Werben Mullins Gehör zu geben. Sie war ihrem zweiten Manne nach Jordham, einer kleinen in der Nähe Newyorks gelegenen Ortschaft, gefolgt und späterhin nach Harlem verzogen.

Von den Herren der Geschichte, von den großen Männern, die ganze Reiche zerschlugen und Tausende und aber Tausende ins Verderben gelockt haben, erfahren wir manches; den kühnen Streiter, der in der Schlacht sein Leben daran setzt, preißt des Sängers begeistertes Lied, ihm winkt unvergängliche Ehre und vielleicht ein großer Name nach dem Tode. Aber manch ein größeres Märtyrertum und Heldentum verrinnt unbeachtet. Der zum Krüppel geschossene Mechaniker Körber, der Invalide „Friedrich Nagel“ hatte das Liebste vor sich, das er auf der Welt besaß, er brauchte nur die Arme auszustrecken, seine Teuren ans Herz zu ziehen und ihnen zu sagen: „Scht, Kinder, ich bin euer armer Vater,“ er konnte der stattlichen Frau, die er oft genug erblickte, das eine Wort zuflüstern: „Ich bin Friedrich Körber, dein rechtmäßiger Gatte“ — aber er bezwang sein blutendes Herz und sagte: „Ich will schweigen;

ich sehe, daß ihr glücklich seid.“ Oft kamen die Kinder in seine kleine Behausung; er spielte und lachte mit ihnen, und das waren die Sonnenblicke seines Lebens, er schenkte ihnen man- ches mühsam ersponnene kleine Kunstwerk und unterrichtete den Jungen in allerhand Handarbeit und Fertigkeit. So verging die Zeit.

Als der Weihnachtsabend des zweiten Jahres gekommen war, sagte die Mutter zu Friedrich und Anna: „Wir wollen einen Baum ausputzen, Vater hat es erlaubt und selbst davon angefangen, nun geht und bringt dem armen Invaliden, der auf dem Hofe wohnt, und der euch immer so reich beschenkt, einen Gruß von der Mutter und diesen Weihnachtsstücken und ladet ihn ein, er möge am Abend kommen und sich die Lichter mit angucken.“ Die Kinder eilten jubelnd von dannen, denn sie liebten den freundlichen kranken Mann, und es that ihnen wohl, daß sie ihm auch einmal etwas Liebes erweisen durften. Als sie aber lustig lärmend in das wohlbekannte Gemach treten wollten, kam ihnen die alte Aufwärterin entgegen, sie legte den Finger an die Lippe und gebot ihnen Schweigen und sagte:

„Dem schmeckt kein Kuchen mehr. Diese Nacht ist er ge- storben. Geht, und einen Brief hat er hinterlassen, den wollte ich eben eurer Mutter bringen, nun nehmt ihn nur mit.“

Da schlichen die Kinder betrübt mit dem Kuchen davon, gaben den Brief der Mutter und berichteten, was sie er- fahren.

„Ein Brief — an mich?“ sagte Frau Mullin. Und sie las die schlichten, mit zitternder Hand geschriebenen, kurz ab- gebrochenen Worte*:

„Liebe Marie!

Ich bin Dein früherer Mann Friedrich Körber. Und sei vielmals gegrüßt. Liebe Marie, es geht mit mir zu Ende. So lange habe ich nichts gesagt, weil es nun doch zu spät war, und es ist besser so. Erziehe die Kinder in Gottesfurcht; was ich habe, gehört ihnen. Und denk einmal an mich und geht an mein Grab. In Gottes Hände.

Friedrich Körber.“

Was mochte doch der Mutter sein? Sie war sehr blaß geworden und setzte sich still hin, und die Thränen rannen ihr über das Gesicht. Endlich rief sie ihren Mann und überlegte ihm das letzte Schreiben des Invaliden, und Herr Mullin, der sonst nicht recht zu flennen pflegte, wuschte sich die Augen. Dann nahmen sie die beiden Kinder an die Hand und gingen mitkommen in die Stube des Toten. Da lag er, still und friedlich und bleich. „Das ist euer Vater, Kinder,“ sagte sie, „o mein Gott, mein Gott, ja, er ist es, wo habe ich meine Augen gehabt, ich habe ihn öfters angesehen, aber er war so alt und kümmerlich!“

Und sie knieten am Bette nieder und sprachen ein Vater- unser.

* * *

Als die sterbliche Hülle Friedrich Körbers beigesetzt wurde, folgten viele Tausende dem Sarge, und manch Auge wurde naß, wie man die Schollen hinabkollern hörte. Der „Enoch Arden“ des lorberegeschmückten englischen Dichters Tennyson ward auf ein fernes Eiland im Südmeere verschlagen und mußte dort lange Jahre verweilen; auch er kehrte als ein ge- brochener Mann heim, sah seine Frau glücklich wiedervernähmt und seine Kinder gesund und rüstig. Da bezwang er sein blutendes Herz, um ihren Frieden nicht zu zerstören — genau wie Friedrich Körber es gethan, der zweite, der deutsche „Enoch Arden“! In meiner Bücherei steht noch ein kleiner roter Kasten, den er mir einst vererbt; immer gemahnt mich die Arbeit an das stille Leidensbild des Mannes, der sein Geheimnis erst mit seinem Tode entdeckte.

„So schied die starke heldenmüt'ge Seele.“
Ja, ein Held ist mit ihm dahingegangen! Friede seiner Asche und Ehre seinem Andenken!

Zu unseren Bildern.

Der neue Kaplan. Auf dem Pastorat zu B—boe in Schweden wurde ein Stiftsgeistlicher erwartet. Nicht als ob der Inhaber der Pfarre bereits zu be- tragt war, um die Pflichten des Kirchenamtes wahrzunehmen; Pastor Rasmus stand vielmehr erst in den Sechzigern und war geistesfrisch genug. Aber dem Lebensfrohen begann die Wicht einigermaßen zuzusetzen, und überdies war es brüderlich einsam auf dem Pastorat. So empfahl sich die Erweiterung des kleinen Zirkels, der aus dem pastörischen Ehepaar und seinem lieblichen Töchterchen bestand, um eine junge, womöglich heitere und wohlunterrichtete Persönlichkeit gar sehr; und man harzte ihrer in angenehmer Spannung. — Aber als er nun kam — du lieber Gott! was war das für eine Acquisition! Berwirrt und stotternd, engbrüstig und ärmlich, den Hut verlegen in den Händen drehend, stand er da, vor dem ruhigen Blicke aus den blauen Augen Ebitas, vor den staunenden Fragen des enttäuschten Pastors sich mühsam behauptend und nur allzusehr, als sich die Thür erst wieder hinter ihm ge- schlossen! — Kopfschüttelnd blickte der Pastor ihm nach. „Auf solche Ge- sellschaft waren wir nicht gefaßt — wie, Töchterchen?“ — Mitleidig sprach sie: „Es ist ein armer Mensch und mag wenig Lieb im Leben erfahren haben. Laß ihn immerhin da, Papa!“ — Der Pastor brummte lange ver- drieflich, doch sprach er endlich: „Meinetwegen! Aber es ist eine Vogel- scheuche von Mensch, und meine Bauern werden Gesichtser machen! Traust du ihm zu, daß er eine anständige Partie Weißt zu spielen verstehe?“

„Mein, Papa!“
„Na eben! Ich auch nicht! — Also! . . .“

Hero. Seit der griechische Dichter Musaeos im 6. Jahrhundert nach Christo sein Epos „Hero und Leandros“ schrieb, ein erotisches Poem von großer Wärme der Empfindung und fast moderner Färbung, ist der Stoff desselben von Dichtern, Malern und Bildhauern wieder und wieder be- handelt worden. Ein liebender Jüngling, den die wildbraune Meerenge von der Geliebten trennt, der sie mit Gefähr seines Lebens, nur geleitet von dem schwachen Lichtschimmer einer Lampe drüben, allnächtlich kühn durchschwimmt, um einige Stunden bei dem teuren Mädchen zu verweilen, und der, als in wilder Sturmesnacht das Lampenlicht auf dem Turm der Geliebten erlischt, seinen Tod in den Wellen findet — welch ein Stoff für die Kunst! Es bedurfte kaum des Zufuges, daß die Geliebte, der am näch- sten Morgen das grollende Meer den Leichnam des Jünglings vor die Füße hüllt, verzweifelt auch ihrerseits den Tod in den Wellen suchte! — Aber das Mädchen wurde vorherrschend eine Liebungsgestat für die blickende und bildende Kunst, und ist es bis auf den heutigen Tag! Unser Bild mag dafür bereites Zeugnis ablegen!

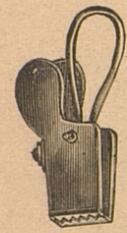
* Das Original hat dem Verfasser vorgelegen.

Korrespondenz.

Abonnetin seit 1862. Wir erfüllen Ihren Wunsch, ein Abbild des Grabdenkmals nebenstehend zu geben, das berechnende Liebe und Dankbarkeit der entschlafenen Schriftstellerin Otilie Wildermuth geleistet hat. Die ihr am meisten schuldig geworden sind, deutsche Mäddchen und Frauen, ihnen zu meist ist auch die Errichtung dieses schönen Denksteins zu verdanken.

Haushalt und Küche. Abon. in Wilsen. Ameisen, und zwar die geflügelten Männchen und Weibchen, schwärmen nur am Tage ihres Hochzeitsfluges; die Männchen sterben bald darauf, der Schwarm zerstreut sich und nur einzelne Weibchen kehren zu den Nestern zurück. Nur die ungeflügelten Ameisen, die geschlechtslosen Arbeiter, können in Häusern lästig werden, so daß man nötig hat, sie zu vertilgen. In Garten und Wald sind die Ameisen als entschieden nützliche Insektenvertilger anzusehen und sollten mit Ausnahme weniger holzzerfressender Arten geschont und geduldet werden.

— **Fr. W. M. in Mühlhausen i. G.** Die nächste Stelle der „Reichsschule“, die gewiß auch in ihrer Stadt vertreten ist, wird für die gebräuchtesten Fortstufen Verwendung wissen. Transportkosten vertragen diese Abfallsammlungen im allgemeinen nicht. — **N. Abon. in B.** Wenn sich der Fliegenschmutz von den gefirnisten Gegenständen aus Cuivre poli nicht durch Quillharzabraden entfernen läßt, so wissen wir kein andres Mittel, welches dies, ohne den Firnis anzugreifen, vermag. Spiritus, Seife, Vorarlösung u. greifen alle den Firnis mehr oder weniger an; Sie müßten es darauf antommen lassen, ob der Firnis angegriffen wird, beziehungsweise die vom Fliegenschmutz durch eines dieser Mittel gereinigten Stellen durch einen Firnisauftrag wieder vor Grünpanbildung schützen. Da der Firnis gewöhnlich auf die erhitzten Gegenstände aufgetragen wird, so wird es Ihnen freilich schwer fallen, eine solche Reparatur gut auszuführen. Wirklich gutes Cuivre poli bedarf keines Firnisses und wird wie Messing durch Ruben mit Puzpulver oder Polierrot mittelst eines Lederlappens gereinigt und in seinem schönen Golbton erhalten. Man muß nur Sorge tragen, durch Nachpolieren mit einem weichen leinenen Tuch jede Spur des Puzpulvers zu entfernen. — Die Firma Konrad Wild hat nebenstehend abgebildete Gardinenklammer aus Weißmetall erfunden und in den Handel gebracht. Der Stoff wird eingeklemmt und durch Federkraft festgehalten, die Metallschleife aus Weißdraht dient zur Aufnahme der Eisen-(Gardinen-)Stange. In Süddeutschland dürfte diese Klammer in den Gardinengeschäften zu finden sein, während in Berlin Wilhelm Meister, Elisabeth-Ufer 52 den Alleinvertrieb hat. — **J. B. in Fiume.** Zunderpulver mit etwas Boraxpulver vermischt ist als Loth- und Tötungsmittel für Schaben empfehlenswert. Bei den Ameisen gilt es ihre Nester aufzufinden und diese durch Übergießen mit kochendem Wasser zu zerstören. — Ihre andre Frage gehört vor das Forum des Arztes.



— **Dr. L. in Graz.** Es kommen im Handel sehr verschiedene Glanzlade (nicht Glanzwischen) vor, mit welchen durch einfaches Bestreichen dem Schuhzeug Glanz erteilt wird. Ein Rezept zu einem solchen Lack lautet: 4 Teile Lampenschwarz, 15 Teile Terpentinöl, 360 Teile Methylalkohol (Holzgeist), 45 Teile Schellack, 20 Teile Lerchenterpentin, 8 Teile Sandarac. Statt des Lampenschwarzes kann man eine entsprechende Menge von Nigrosin, dem blauschwarzen Teerfarbstoff, nehmen. Das Rezept zu dem in England patentierten Nubian Blacking lautet: 120 Teile Spiritus, 11 Teile Kampfer, 16 Teile venetianisches Terpentin, 36 Teile Schellack, 32 Teile „Schwärze“. Diese „Schwärze“ besteht aus einer Auflösung von 15 Teilen Anilinsblau und 15 Teilen Bismarckbraun in 800 Teilen Spiritus. Es werden außerdem wässrige Schwärzen (Wasserlack, Wasserseife) verkauft, die im wesentlichen Auflösungen von Schellack in Vorarlösung, gefärbt mit Nigrosin, sind. — **B. F. in München.** Fettflecke lassen sich aus mattenm Glase schwierig mit Benzol (Petroleumbenzol), leicht aber mit Benzol (Steinkohlenbenzol aus der Apotheke) entfernen. Wenn nötig, wäscht man mit Wasser und Seife nach.

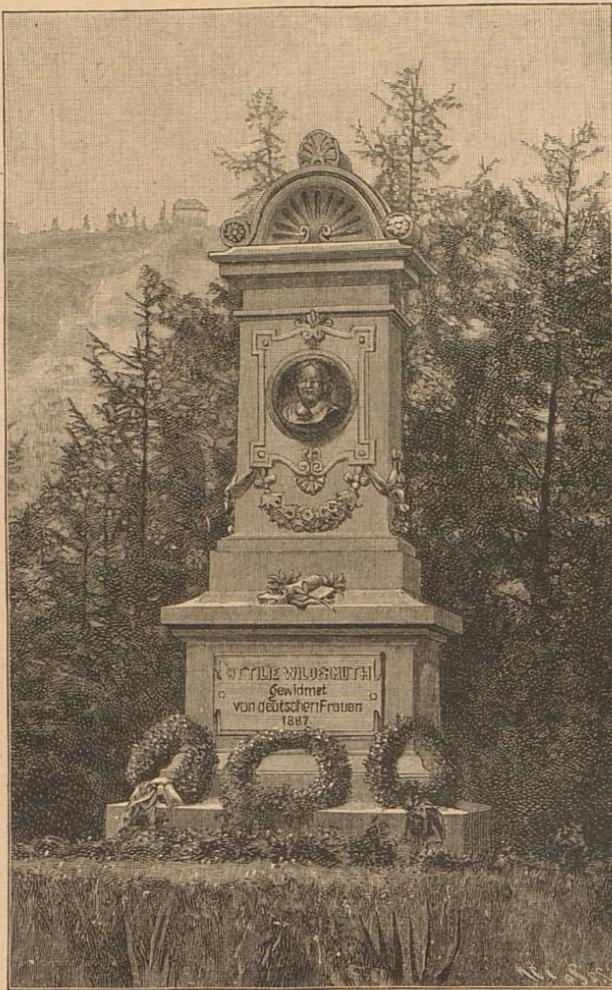
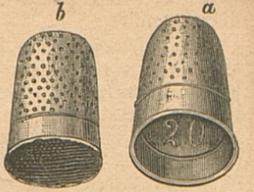
Wäsche, Garderobe und Schmuck. **G. in Ketzien.** Die altrenommierte Firma J. A. Heese, Berlin, Leipzigerstraße 87, versendet ihr neues reich illustriertes Preisbuch für die Herbst- und Winterjahson (mit vielen Illustrationen) direkt auf Wunsch. — **Abon. in W., Sachsen.** Verfahren Sie nach dem auf Seite 189 (Chiffre J. F.) gegebenen Rezept und wäschen Sie den Kaschmir schließlich mit Gallseife nach. — **Abon. in Bombay.** Weiße Gardinen färbt man cremefarben mit der Cremefarbe von Drumm u. Co. in Kaiserlautern. Die Gebrauchsanweisung liegt den Päckchen bei. — Man kann auch durch Zusatz einer Lösung von Katechu in heißem Wasser zur Stärke den Geweben die Cremefarbe erteilen. — **Fr. M. G. in S.** Stodflecke entfernt man aus schwarzem Seidenrips durch Abreiben mit starkem Spiritus, dem ein paar Tropfen Salmiakgeist zugefügt werden. — **Abon. in Bremen.** **Mathilde.** Für das Waschen von bunten Sommerkleidern ist auf Seite 331 eine Vorschrift angegeben worden. Damit in den leinenen Sachen keine gelben Streifen entstehen, müssen dieselben sehr trocken ausgerungen und mit der linken Seite nach außen aufgehängt werden. Während des Trocknens muß man die Sachen mehrmals anders aufhängen, damit nicht stets dieselben Falten, in denen das Wasser sich sammeln kann, bleiben. — Chlorpräparate sind unbedingt beim Reinigen bunter Wäsche zu vermeiden.

Verschiedenes. **Großmama.** Es ist allerdings eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß ein großer Teil von Erkrankungen, wie Lungen- und Brustleiden, Augen-, Zahn-, Ohren- und Kopfschmerzen, vielleicht auch Ihr Rheumatismus auf irgend eine Erkältung zurückzuführen ist, an welcher kalte und nasse Füße die Schuld tragen. Vielleicht versuchen Sie es einmal mit den von der Firma Hermann Geiser in Göppingen (Württemberg) fabrizierten Haar- und Wolllederfüßen und -Stiefeln? Die Kenntnis derselben verschaffen Sie sich aus der Preisliste, welche die Fabrik versendet.

S. in R. Man hat schon von manchem Pröbchen minutiöser „Schriftkunst“ gehört, aber selten etwas Berachtliches gesehen. Jetzt ist es einem unserer ältesten Graveure (Namens C. L. Schmidt, 70 Jahre alt) gelungen, das ganze Gebet „Vaterunser“ in der Größe eines kleinen silbernen Zwanzigpfennigstückes auf eine Stange zu gravieren. Von dieser hat die königl. Münzdirektion zu Berlin Miniaturmedaillen (in Größe unserer Abbildungen), die auf der Vorderseite das Porträt Sr. Majestät des Kaisers (a) und auf der Rückseite das Gebet (b) zeigen, in Gold und Silber geprägt, um Liebhabern dieser kunstvollen Gravierung den Erwerb zu ermöglichen. Diese Medaillen dienen als Verloren- oder sogenannte Bettelmünzen an Armhändern. Nebenbei bemerkt ist unsere Abbildung b ein kleines Meisterwerk des Goldschneiders. Das mit der Lupe bewaffnete Auge kann die Schrift des Goldschmiedes bequem lesen.



präpariert. In dem einen Fingerhut ist (wie Fig. b zeigt) ein Zwanzigpfennigstück derart eingeklemmt, daß es nicht herausfallen kann und daß somit dieser leer erscheint und als leer bezeichnet werden kann. Der andere Fingerhut ist mit Wachs bis zum Rand gefüllt. Man beginnt das Kunststück, indem man ein Zwanzigpfennigstück auf den Tisch legt und dasselbe mit dem wachsgelüllten Fingerhut bedeckt, wodurch das Geldstück sofort am Wachs haftet; jetzt ergreife man den andern bereitstehenden Fingerhut, stelle ihn kräftig auf den Tisch, wodurch das in demselben eingeklemmte Geldstück gelöst auf den Tisch fällt. Sodann kommandiere man die Wanderung des Geldstückes aus Fingerhut a nach b, lege die Fingerhüte auf (ohne jedoch die offene Seite des Fingerhuts a zu zeigen) und das Geldstück wird unter Fingerhut b liegen.

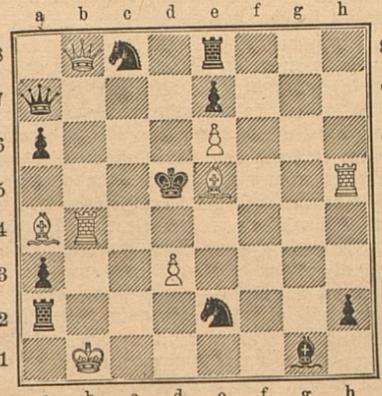


Das Otilie Wildermuth-Denkmal. Errichtet zu Tübingen. — Nach einer Photographie.

Stilvoll. Gut D. . ov. Künstliche Blumen deutscher Fabrikats stehen den französischen kaum nach. Dasselbe gilt von Vasendekorationen, die von deutschen Kunstgärtnereien in großer Vorzüglichkeit hergestellt werden. Eine Neuheit in diesem Genre: ein künstlicher Apfelsweig mit Blüten, die der Natur täuschend nachgeahmt sind, bringt der Erfurter Blumenzüchter J. C. Schmidt in drei Größen in den Handel. — **Ungebuldige Patientin.** Sie wünschen „etwas zur Unterhaltung“. Ja, liebes kleines Fräulein, da ist schwer raten. Vielleicht amüsiert unter anderem die nachstehend beschriebene „Unschätzbare Wanderung eines Geldstückes aus einem Fingerhut in den andern?“ Aufgabe und Erklärung (begleitet von zwei erläuternden Abbildungen) geben wir nachstehend: Aufgabe. Man lege ein Zwanzigpfennigstück auf den Tisch und bedecke dasselbe mit einem leeren Fingerhut; stelle einen zweiten Fingerhut auf eine entfernte Stelle des Tisches. Auf Befehl verschwindet das Geldstück aus dem einen Fingerhut, um sofort unter dem andern zu erscheinen. Erklärung. Die beiden Fingerhüte sind wie folgt

Buntes Allerlei. Schach.

Aufgabe Nr. 208. Von Aurelio Nela. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 206 Seite 380.

- 1. D e 3 — f 2. Schwarz.
- 2. D. T. S. oder L. matt. 1. Beliebig.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 82.

Die nachstehende Figur ist eine Zusammenstellung von 24 Streichhölzern. Man soll dieselben in anderer Art ordnen, so daß ein großes Quadrat gebildet wird, welches aus neun kleinen, dicht aneinander stoßenden Quadraten besteht.



Wie verfährt man?

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 80 Seite 380. Der Großvater war im Jahre 1808 gerade 22 Jahre alt. Die Summe der Ziffern seines Geburtsjahres 1786 beträgt 22.

Auflösung des Ergänzungsrätsels Seite 380.

Ananas, Ananaberg, Banane, Banares, Canaba, Dinaburg, Dnamit, Granaba, Granate, Genares, Kanaan, Monaco, Menage, Ornament, Panama, Senator, Sinai, Sonate, Tanagra, Tanaro.

Bestellungen auf den „Bazar“ werden von allen Postanstalten und Buchhandlungen jederzeit — also auch nach Beginn des Quartals — zum vierteljährlichen Abonnementpreise von 2 1/2 Mark (in Osterreich-Ungarn und im Auslande nach Kurs) angenommen. Bereits erschienene Nummern des laufenden Quartals werden nachgeliefert.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „November“.

Fig. 1. Mantel aus Veloursstoff. Der lange Mantel aus modisfarbem Veloursstoff ist mit einem Futter von braunem Atlas versehen und in der Weise der Abbildung mit gestickten Bordüren und schmalem modisfarbenen Federbesatz ausgestattet. Erstere bestehen aus 10 Cent. breiten braunen Tuchstreifen, die mit Stickerei in modisfarbener und brauner Seide, sowie mit brauner Chenille bestickt sind; gleiche Stickerei überdeckt den Kragen. Zum Schließen des Mantels dienen Haken und Ösen und zum festen Anschluß desselben ein innen am Taillenabschluß der Rückenteile angebrachtes Band, dessen Enden vorn ineinander gefügt werden. Modisfarbene und braune Grelots begrenzen den oberen Rand der Ärmel und den Abschluß der Stickereibordüren. (Siehe die nebenstehende Rückansicht Abb. 1.)

Fig. 2. Hauskleid aus Tuch. Der 220 Cent. weite Rock aus dunkelgrünem Taffet ist am unteren Rande mit einer 7 Cent. breiten



Pfliffstrijur von gleichem Stoff begrenzt und mit einem 63 Cent. hohen, 450 Cent. weiten, in 16 Cent. breite Vollsalken geordneten Volant von gleichfarbigem Tuch garniert, dem an der linken Seite ein 45 Cent. breiter, am hinteren Rande ein 54 Cent. hoher, nach dem vorderen Rande hin bis auf 16 Cent. Höhe abgeschrägter Teil von bronzefarbener spitzenartiger Passementerie aufliegt, die aus mit Spitzenstich gefüllten Soutachefiguren hergestellt und am Außenrande mit gleichfarbigem Grelots begrenzt ist; ein gleicher 36 Cent. breiter, 31 Cent. langer, spitz auslaufender Teil zielt den Rock außerdem oben an der linken Seite, und es werden die Garniturteile durch die in der Weise der Abbildung auseinander tretende Lunika aus Tuch sichtbar; letztere ist vorn reversartig nach der Außenseite umgelegt und daselbst mit grünem Sammet bekleidet. Die hinten in Patten ausgechnittene Taille aus Tuch ist vorn lazarartig mit gleicher Passementerie ausgestattet, mit Revers und einem Stehkragen von Sammet verbunden und zum Schließen mit Haken und Ösen versehen; der Stehkragen und die Ärmelrevers sind mit Passementerie verziert.

(Siehe die nebenstehende Abb. 2.)